2,00 DM / Band 748
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Horror im Hexenhaus

Frankreich F 9,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 175

Horror im Hexenhaus

John Sinclair Nr. 748

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 03.11.1992

Titelbild von Terry Oakes

Sinclair Crew

Horror im Hexenhaus

Sheila Conolly atmete tief durch, als sie nach dieser langen Fahrt den Wagen endlich verlassen konnte. Ihre Beine schmerzten leicht, und sie schlug die Tür mit einem entschlossenen Ruck zu.

Dann schaute sie auf das Haus.

Das also war es. Hierher hatte sich Jolanda zurückgezogen, um zu arbeiten.

Sheila lächelte.

Eine Sekunde später gefror ihr das Lächeln auf den Lippen. Denn was sie sah, war grauenhaft…

Das Haus hatte an der Vorderseite mehrere Fenster. Plötzlich wurde das über der Haustür geöffnet, als hätten Geisterhände daran gezogen. Ein bleichbraunes Gesicht zeigte sich dort. Weiße, struppige Haare umrahmten den Kopf, zwei Hände wurden zittrig nach vorn gestreckt, und Sheila sah, daß diese Person etwas zwischen ihre Handfläche geklemmt hatte.

Es war rund und mit fettigen, glänzenden Haaren bedeckt. Das war ein Kopf!

Die Person holte aus.

Dann schleuderte sie den Kopf in Sheilas Richtung. Der Schädel drehte sich in der Luft. Die Zunge schnellte zwischen den rissigen Lippen hervor wie ein verschimmeltes Stück Käse.

Dann klatschte der Schädel auf die Motorhaube des Autos.

Sheila schloß die Augen. Sie glaubte, den Aufprall des Kopfes gegen das Blech wie einen Gongschlag zu hören. Die Krallen des Wahnsinns hielten sie umfangen. Sie wartete darauf, daß ihr der Kopf entgegentickte, doch die Berührung blieb aus.

Es geschah nichts.

Sheila öffnete die Augen.

Die Fassade des Hauses lag völlig normal vor ihr. Es stand auch kein Fenster mehr offen. Es war kein Kopf zu sehen, dafür hörte sie die normalen Geräusche, und auf der Motorhaube des Golfs war auch keine Beule zu sehen.

Sheila schluckte. Sie tupfte gegen ihre Stirn, spürte dort den leichten Schweißfilm und konzentrierte sich für einen Moment auf das Tuckern hinter ihren Schlägen. Dann atmete sie erst einmal tief durch. Sieh zu, daß sich deine Nerven beruhigen, sagte sie sich. Mach um Himmels willen keinen Fehler und dräng deine Panik zurück. Was du gesehen hast, stimmt nicht, es kann nicht stimmen.

Du bist überreizt, du hast eine lange Fahrt hinter dich gebracht, du brauchst etwas Ruhe und Entspannung. Alles andere kannst du vergessen.

Es war nichts…

Sie hatte auf die roten Kappen ihrer weißen Leinenschuhe geschaut und auch nicht das Gefühl gehabt, daß sich die rote Farbe in dickes Blut verwandelte, es war wirklich alles in Ordnung. Sie stand in der normalen Welt, und es umgab sie ein wunderschöner Frühlingstag, der durch den Gesang der Vögel und das helle Grün der Bäume etwas Bilderbuchhaftes bekommen hatte, das so gar nicht in kaputte Welt hineinpassen wollte.

Und doch gab es derartige Tage. Es sollten noch weitere folgen, wenn die Vorhersagen stimmten.

Der Sommer würde sich nicht aufhalten lassen, die Kälte war vorbei, und ebenfalls die Kälte in ihrem Herzen. Was sie da gesehen hatte,

konnte einfach nicht stimmen.

»Ich bin doch nicht verrückt«, flüsterte sie und schaute nach rechts, wo der knallrote Jaguar ihrer Freundin Jolanda stand, die es tatsächlich geschafft hatte, Sheila aus dem Alltagstrott herauszureißen.

Es war ein schönes Auto. Gegen diesen Renner wirkte Sheilas Golf beinahe schäbig, obwohl sie nichts auf ihr Fahrzeug kommen ließ. Da war sie der gleichen Meinung wie die Detektivin Jane Collins, die ebenfalls einen Wagen dieses Fabrikats fuhr.

»So«, sagte Sheila und räusperte sich, denn sie wollte frei sprechen können.. »Es war nichts, es hat sich kein Fenster geöffnet, man hat dir irgend etwas vorgespielt, oder deine Nerven wollten nicht mehr so wie du. Außerdem kann der häufige Umgang mit einem Geisterjäger wie John Sinclair leicht abfärben, da sah man schon Gespenster, wo es keine gab. Man mußte die Kirche eben immer im Dorf lassen.«

Sie beendete ihr Selbstgespräch und rieb sich danach noch einmal die Augen. Dann erst traute sie sich, wieder nach vorn zu schauen. Und sie tat es bewußt, denn sie wollte die Realität förmlich in sich aufsaugen und sich nicht verrückt machen lassen.

Das Haus lag im Hintergrund, es war natürlich für die folgenden Tage sehr wichtig, aber Sheila interessierte sich auch für die unmittelbare Umgebung des Gebäudes.

Mit dem Auto konnte keiner bis direkt an die Hauswand fahren. Das verhinderte ein weißer Zaun, der zumindest die Vorderseite des Grundstücks umschloß. Er mußte vor kurzem erst gestrichen worden sein, denn er roch noch nach Farbe.

Eine ebenfalls weiße Tür unterbrach ihn. Sein oberes Ende zeigte einen geschwungenen Rundbogen, und in der Mitte glänzte ein ovales Messingschild. Wegen der Schrift wurde Sheilas Neugierde geweckt, sie bückte sich und las.

»Das Glück führt manchmal durch den Tunnel der Angst…«

Sie las den Satz noch einmal, weil sie sich darüber wunderte. So etwas hätte sie hier nicht erwartet, und sie wurde wieder an ihre Halluzination erinnert.

Vorsichtig schaute Sheila über das Tor hinweg auf die Fassade. Da tat sich nichts.

Zwischen ihr und dem Zaun lag noch ein Stück Garten. Er war nicht wild, aber auch nicht gepflegt, ein Sommergarten, dessen Farbigkeit nur gute Laune machen konnte.

Auf dem wildwachsenden Rasen verteilten sich die Blumen in einer farbigen Pracht, bevor sie von den Schatten der Ginsterbüsche an den Rändern verschluckt wurden.

Einige Obstbäume streckten ihre dünnen Zweige aus, als wollten sie sich recken. Die meisten der rosafarbenen Kirschblüten waren

verblüht und auch kraftlos geworden. So hatte der Wind leichtes Spiel mit ihnen gehabt und sie von ihren angestammten Plätzen wehen können. Jetzt lagen sie wie gefärbter Schnee auf dem Rasen.

Beim ersten Hinsehen hatte Sheila die Front des Hauses als dunkel und abstoßend empfunden. Diese Meinung mußte sie nun revidieren, denn die Fassade zeigte einen dunkelgrünen Anstrich, der noch ziemlich frisch aussah. Die Rahmen der Fenster glänzten in demselben hellen Weiß wie der Lattenzaun, und Sheila schüttelte über sich selbst den Kopf, weil sie beim ersten Hinsehen einen völlig anderen Eindruck von diesem Gebäude gehabt hatte.

Da hatte es düster und verfallen ausgesehen. Jetzt zog es sie förmlich an, da freute sich Sheila darauf, es betreten zu können, denn in ihm konnte man sich eigentlich nur wohl fühlen.

Sie wunderte sich nur, daß Jolanda noch nicht erschienen war, um sie zu begrüßen, aber sie hatte wahrscheinlich viel zu tun und war in ihre Arbeit vertieft.

Bevor Sheila das Tor nach innen drückte, holte sie das Gepäck vom Rücksitz. Eine Reisetasche und ein kleiner Koffer reichten ihr völlig aus. Ein Mann hätte natürlich weniger mitgenommen, aber für die Dauer von drei Tagen brauchte sie schon gewisse Dinge, auf die sie als Frau nicht verzichten konnte.

Das Tor knarrte nicht einmal in den Angeln, als es nach innen schwang. Vor sich sah Sheila einen mit blaßroten und grauen Steinen gepflasterten Weg, der selbst für den kleinsten Wagen der Welt zu eng war.

Der Pfad durchschnitt den Vorgarten und endete an der dreistufigen Außentreppe vor der Haustür, wobei die Stufen breiter waren als die Tür selbst und an ihren Enden leichte Halbkreise bildeten.

Vogelgezwitscher begleitete Sheila bei jedem Schritt. Sie freute sich über den Anblick der kleinen Blaumeisen, der Amseln und auch Stare. In dieser Gegend konnten sie sich tummeln, hier lebten sie in einer für sie wunderbaren Umwelt, ohne von Menschen gejagt zu werden.

Ein schon betörender Duft durchwehte den Garten. Die blühenden Sommerblumen gaben ihn ab, hinzu kam die klare und warme Luft, so daß sich Sheila am liebsten noch eine Lunge hinzugewünscht hätte, um alles richtig genießen zu können.

Jetzt machte es ihr plötzlich Freude, das Haus zu betreten, und sie freute sich auch auf Jolanda Norman. Lange genug hatte die Modedesignerin Sheila beknien müssen, um sie zu diesem Besuch überreden zu können.

Sie hatte mit Bill, ihrem Mann, und auch mit Johnny, dem gemeinsamen Sohn, darüber gesprochen.

Beide hatten Sheila dazu gedrängt, sich die wenigen Tage zu gönnen und auch an alte Zeiten erinnert zu werden, als Sheila ebenfalls

versucht hatte, in die Modebranche einzusteigen. Widrige Umstände hatten das zwar nicht verhindert, aber Sheila doch sehr schnell aufgeben lassen. Aus dieser Zeit stammte auch der Kontakt mit Jolanda Norman.

Sie war damals richtiggehend verrückt gewesen, hatte voller neuer Ideen gesteckt, wollte die Mode revolutionieren, was ihr jedoch nicht gelungen war. Daraus hatte sie auch ihre Lehren gezogen. Sie war dann zu einer Pragmatikerin geworden, die sich mit dem Machbaren beschäftigte und eine Mode entworfen hatte, die auch Durchschnittsfrauen mit einem durchschnittlichen Einkommen tragen konnten. Ihr Logo JN hatte sich durchgesetzt und war vor allen Dingen in den kleinen Boutiquen gefragt, wo ihre Kollektionen die besten Umsätze erzielten.

Sheila freute sich auf Jolanda und war gespannt darauf, wie sie wohl jetzt aussah.

Früher hatte sie fast jeden Tag eine neue Frisur getragen und die Haare auf unterschiedlichste Art und Weise gefärbt. Manchmal war sie kaum zu erkennen gewesen, und etwas Verrücktes war bestimmt noch an ihr. Es spiegelte sich oft in den Farben ihrer Kleider wider, wo sie vor allen Dingen rote Leuchtfarben miteinander mischte, so daß die Drucke oft verwaschen wirkten.

Dem Trend folgend hatte sie in den letzten beiden Jahren noch Modeschmuck entworfen, der zu ihrer Mode paßte. Mehr als einmal hatte Sheila dies in den Schaufenstern der Geschäfte gesehen.

Dieses zweite Bein war immer stärker geworden, ein Zeichen dafür, daß sich auch dieser Zweig für Jolanda lohnte. Ein Händchen für das Geschäft hatte sie schon immer gehabt.

Wenn Sheila über Jolanda nachdachte, so wunderte sie sich, daß sich die Designerin in ein derartiges Haus zurückgezogen hatte. Es paßte irgendwie nicht zu ihr. Hätte sie Mode im Country Look entwickelt, wäre das etwas anderes gewesen, doch ein derartiges Domizil kam ihr überhaupt nicht entgegen.

Es war einfach zu normal, zu erholsam, schon bieder. Ein futuristischer Bau mit spärlicher Einrichtung hätte besser zu ihr gepaßt, aber Sheila wußte auch, daß Menschen während ihres Lebens zahlreiche Wandlungen durchmachten, was besonders bei den Kreativen der Fall war. Das mußte auch so sein, sonst blieb man in seinem eigenen Mief stecken und ging irgendwann pleite.

Ob Jolanda einen Partner mit ins Geschäft genommen hatte, wußte Sheila nicht. Sie ging allerdings davon aus, denn Jolanda war keine Kauffrau und auch kein Vertriebsmensch.

Sheila Conolly lächelte, als sie vor der Treppe stehenblieb und noch einen Blick zurück warf. Der Garten kam ihr sehr klar vor. Die Farben der Blumen schwelgten in ihrer Pracht. Das helle Grün der Bäume sah

üppig aus, und Sheila wunderte sich über dieses Bild, denn sie hatte den Eindruck, die Umgebung überscharf zu sehen. Als wäre sie von einer gewaltigen Brille umgeben, die jede Kontur überdeutlich hervortreten ließ.

Sie erinnerte sich wieder an das Bild.

Da hatte sich ein Fenster geöffnet.

Zwei Hände waren erschienen, die einen Menschenkopf nach draußen schleuderten.

Wieder schauderte sie zusammen, schluckte ihre Beklemmung aber runter und nahm sich vor, daran zunächst nicht zu denken. Irgendwann einmal würde sie mit Jolanda darüber reden, das stand auch fest.

Sie stieg die Stufen hoch. Die Steine durchzog ein Netzwerk aus kleinen Sprüngen. Hier und da schaute ein Halm schüchtern aus der einen oder anderen Ritze hervor.

Die Tür mit dem dunkelgrünen Anstrich wirkte sicher und flößte dem Besucher Geborgenheit ein.

Sheila entdeckte keine Klingel, dafür einen Klopfer aus schwerem Messing. Er glänzte im Licht des Tages und wirkte wie frisch geputzt.

Der Klopfer zeigte ein Gesicht. Mehr eine Fratze. Sie konnte einer Frau, aber auch einem Mann oder einem Untier gehören. Jedenfalls hatte sie von allem etwas.

Bevor sie danach faßte, fiel ihr auf, daß die Tür nur angelehnt war. Sheila wunderte sich darüber.

Jolanda fühlte sich sehr sicher, trotz der einsamen Umgebung, in der das Haus stand. Da konnte sich leicht jemand anschleichen, ohne direkt gesehen zu werden, und offene Türen waren eine Einladung für jeden.

Auch für Sheila.

Sie drehte sich und drückte ihre Schulter dagegen. Dabei merkte sie, wie schwer die Tür war. Etwas zäh glitt sie nach innen und gab die Sicht in einen Flur frei.

Sheila betrat das Haus!

Sie hatte mit einem düsteren Empfang gerechnet und freute sich irgendwie, daß sie sich irrte. Die Wände waren hell gestrichen worden, so daß der relativ enge Flur nicht so dunkel wirkte. Durch zahlreiche große Kartons war er noch schmaler gemacht worden. Wer ihn durchqueren wollte, mußte sich an den Kisten vorbeidrücken.

Sie sah eine Kellertreppe nicht weit vom Eingang entfernt. Die interessierte Sheila nicht. Ihr Blick richtete sich auf die einzige Tür im Hintergrund.

Sie war so breit, daß sie aus zwei Hälften bestand, und sie befand sich an der linken Wandseite.

Sheila stellte ihre Koffer ab. Sie hatte keine Lust mehr, das Gepäck zu

schleppen, und sie freute sich schon darauf, ihre Freundin aus alten Tagen überraschen zu können.

Von Jolanda hörte sie nichts. Darüber wunderte sich Sheila ebenfalls. Wenn sie an früher dachte und sich Jolanda vorstellte, dann sah sie ein quirliges Wesen vor sich, das vor Kreativität sprühte. All diese Einfälle hatte sie durch hektische Bewegungen unterstützt, wobei auch ihr Mundwerk nie stehenblieb.

Wo sich Jolanda aufhielt, war immer etwas los. Da wurde die Welt aus den Angeln gehoben.

Nur jetzt nicht.

Hatte sich die Modefrau denn so verändert? Sheila Conolly konnte sich nur wundern. Dieses Haus lebte nicht, es war irgendwo tot und wirkte plötzlich trotz der hellgestrichenen Wände ein wenig düster und abweisend.

Sie konnte sich einfach nicht vorstellen, daß sich Jolanda hier wohl fühlte.

Vor der Tür blieb sie stehen. Beide Flügel waren geschlossen. Sie roch noch den frischen weißen Lack, der das Holz bedeckte, und sie sah auch das Logo ihrer Freundin auf der Tür.

Auf der linken Hälfte ein J, auf der rechten das N.

Beide Buchstaben hoben sich in einem aggressiven Rot von der hellen Grundfarbe ab, und Sheila wurde, während sie auf die Buchstaben schaute, plötzlich einiges klar.

Dieses Haus mußte Jolanda gehören. Das hatte sie ihr nicht gesagt, und Sheila hatte auch angenommen, daß es von der Designerin gemietet worden war.

Nein, ein Mietshaus veränderte man nicht nach seinen Wünschen. Da hatte Jolanda schon richtig Arbeit und Geld hineingesteckt. Sheila lächelte bei diesem Gedanken. Sie dachte daran, daß sich ihre Freundin einen Traum verwirklicht hatte.

Oder war sie nicht anwesend?

Doch, das mußte sie sein, denn ihr Wagen hatte ja vor dem Zaun gestanden.

Was soll's, dachte Sheila, hob die Schultern und drückte die linke Türhälfte nach innen.

Nicht sehr schnell oder ruckartig, sie wollte Jolanda nicht erschrecken, falls diese sich dort aufhielt.

Sheilas Blick fiel in einen großen Raum, der sicherlich früher nicht so groß gewesen war. Da hatte man bestimmt umgebaut und Wände herausgenommen. Es war das ideale Atelier. Er bot genügend Platz für die großen Schneidertische, für mehrere Nähmaschinen, für Stoffe, die in ihrer verschwenderischen Pracht überall verteilt lagen.

Nahe der Fenster standen die fahrbaren Kleiderstände. Über den Bügeln hingen fertige oder halbfertige Entwürfe. Auf dem Holzboden

lagen Skizzen und Schnittmuster. Unter der Decke sorgten lange Leuchtstoffröhren, wenn es nötig war, für ausreichendes Licht, und inmitten des Durcheinanders hockte Jolanda Norman und drehte der Eingangstür und damit Sheila den Rücken zu.

Sie lächelte.

Es war typisch für Jolanda, so zu arbeiten. Sie war damit beschäftigt, eine Skizze zu zeichnen. Ein schwarzer Stift glitt über ein weißes Blatt, und die dabei entstehenden, leicht quietschenden Geräusche übertönten jeden anderen Laut.

Sheila räusperte sich.

Nichts tat sich, Jolanda zeichnete weiter.

»He, schläfst du?«

Die Modefrau hielt mitten in der Bewegung inne. Für einen Augenblick nur, dann schleuderte sie den Zeichenstift zur Seite, jubelte auf, fuhr herum und sprang auf die Füße.

Sheila schaute die Freundin an. Auf dem Gesicht der Besucherin lag wieder ein erwartungsvolles Lächeln, wie vor kurzem, als sie aus ihrem Wagen gestiegen war.

Auch jetzt zerbrach das Lächeln. Sheilas Gesicht nahm einen fratzenhaften Ausdruck an.

Sie schrie auf.

Nicht ohne Grund.

Das Gesicht der Freundin schwamm in Blut!

***

Es war ein schrecklicher Anblick, denn das Blut pulste aus zahlreichen Schnittwunden hervor, die sich über das gesamte Gesicht wie ein Muster verteilten. Es gab keine Stelle, die nicht von den Tropfen bedeckt war, sie hatten sich sogar in den Augenbrauen festgesetzt und rannen auch über ihre Lippen.

Kein Horrorfilmer hätte eine Maske perfekter und gruseliger gestalten können, und Sheila kam sich vor, als wäre sie mit Elektrizität geladen.

Sie stand steif auf dem Fleck, obwohl sie zuckte. Ihre Arme hatte sie vom Körper abgespreizt, unter den Schuhsohlen schien der Boden zu brennen, und ein zweiter Schrei löste sich aus ihrem Mund.

Diesmal allerdings leiser.

Wabbelnd und schimmernd wie zwei Austern schauten aus dieser roten Masse die Augen hervor, und sie waren ausgefüllt mit einem verdammt bösen Blick.

Sheila stöhnte auf. Ihre Beine wurden weich, die Knie gaben nach. Sie merkte, daß sie kippte. Zum Glück war da der Türpfosten, der sie aufhielt, und dann hörte sie die Stimme ihrer Freundin, die wie ein Schwall auf sie zuwehte.

»Um Himmels willen, Sheila, was ist denn?«

»Ich…« Sie konnte nicht reden, rutschte weiter, aber Jolanda war schneller.

Ein Sprung brachte sie zu Sheila. Bevor diese zu Boden fallen konnte, hielt Jolanda sie fest. Sheila wollte sich wehren. Nur nicht in den Armen eines Monstrums liegen, aber es blieb beim Vorsatz.

Sie schaffte es nicht einmal, die Glieder zu bewegen. Alles an ihr war eingefroren, und irgendwo war sie dann froh, daß Jolanda sie hielt.

Sheila merkte nicht einmal, wie die Freundin aus alten Tagen sie durch den Raum führte und auf einen hölzernen Klappstuhl niederdrückte. Vor ihren Augen kreiste diese kleine Welt, und sie dachte immer wieder an das blutüberströmte Gesicht der Frau.

»Ich hole dir ein Glas Wasser!« Jolandas Stimme erreichte sie aus weiter Ferne, ebenso wie die Schritte der Frau, die sich rasch entfernten.

Sheila war froh, die harte Lehne des Stuhls in ihrem Rücken zu spüren. Sie traute sich nicht, die Augen zu öffnen, das fürchterliche Bild war einfach zu allumfassend. Sie würde es nie mehr aus ihrer Erinnerung herausdrängen können.

Was war mit Jolanda geschehen? Sheila begriff es nicht. Wie konnte jemand, der so schrecklich aussah, auf dem Boden sitzen und sich mit seiner Arbeit beschäftigen? Das wollte ihr nicht in den Sinn, da war irgend etwas verkehrt gelaufen, völlig aus der Bahn geraten, wie schon bei ihrer Ankunft.

Aber auch dieses Bild war nicht real gewesen. Nur eine furchtbare Vision, eine Einbildung, die ihr irgend jemand geschickt hatte, um ihr schwer zuzusetzen.

Jolanda Norman kehrte zurück. Sheila hörte ihre Schritte und auch ihre Stimme, aber sie verstand nicht, was Jolanda sagte, weil sie einfach zu sehr durcheinander war.

»Trink, Mädchen, du bist ja völlig von der Rolle.«

Jolanda mußte vor ihr stehen. Sie sprach so normal, was überhaupt nicht zu ihrem Aussehen paßte.

Es kostete Sheila Überwindung, den Kopf zu heben und die Augen zu öffnen, wieder darauf vorbereitet, den eisigen Schrecken zu erleben.

Sheila blickte in ein lächelndes und gleichzeitig besorgtes Gesicht der Freundin.

Kein Grauen, kein Blut, keine wabbelnden Augen, eine völlige Normalität, auch wenn Jolandas Aussehen Sheila etwas fremd vorkam, was daran liegen mochte, daß sie sich einige Zeit nicht gesehen hatten und man ja älter wurde und sich veränderte.

Noch immer hatte Jolanda das etwas unegale Gesicht, was sie eigentlich nie gestört hatte, obwohl sie sich immer darüber beschwerte, daß die Nase schief gewachsen und der Mund zu schmal

war.
Unter den Lippen sprang ein energisches Kinn vor, das eine gewisse Willenskraft ausdrückte. Diese angeblichen Unfertigkeiten jedoch wurden von ihren Augen wettgemacht. Sie waren etwas Besonderes und leuchteten manchmal in einem hellen, dann wieder dunklen Blau, das jeden - ob Mann oder Frau - in seinen Bann zog. Die Haare hatte Jolanda praktisch und kurz geschnitten, dabei aber etwas hochgewellt, und die blondbraune Farbe war noch geblieben. Eine Strähne fiel ihr in die Stirn, was Jolanda aber nicht störte.
Sie reichte Sheila ein gefülltes Glas. Mit beiden Händen mußte es die Geschockte umfassen, um es anheben zu können. Sie hörte das leise Klingeln und wußte, daß es Eiswürfel waren, die bei der Bewegung gegeneinander schlugen. Im Glas befand sich auch kein Wasser, sondern Whisky, der Sheila überraschte. Nach dem ersten Schluck mußte sie husten, und ihre Freundin lachte.
»Trink es mal leer.« Sie holte sich einen zweiten Stuhl heran, drehte ihn um, nahm Platz und stützte ihre Ellbogen auf die Lehne. So beobachtete sie Sheila.
Etwas hatte sich an Jolanda doch verändert. Bei ihrer Arbeit mußte sie eine Brille tragen. Natürlich hatte sie sich für ein rotes Gestell entschieden. Die Brille selbst war an einem Band befestigt und baumelte vor ihrer Brust.
Sheila stellte das leere Glas auf den Boden. Als sie sich wieder aufrichtete, hörte sie Jolanda lachen und dann sprechen. »Herzlich willkommen, meine Liebe.«
»Danke.«
»Habe ich dich so erschreckt? Habe ich mich so verändert? Bin ich so schrecklich alt geworden?«
Sheila schüttelte den Kopf. »Hör auf, du weißt genau, daß das nicht stimmt.«
»Hoffentlich.« Jolanda sprang auf. Sie konnte nie lange still auf einem Fleck sitzen, denn sie war noch immer ein wahres Energiebündel. »Ich habe die Flasche sicherheitshalber mitgebracht. Möchtest du noch einen Schluck?«
»Nein, auf keinen Fall.«
»Okay, einverstanden.« Jolanda nahm wieder Platz. Sie hatte sich Zigaretten und einen Ascher geholt. »Jetzt sag mir nur noch, was eigentlich in dich gefahren ist, Mädchen? Also so habe ich mir unsere Begrüßung nicht vorgestellt.«
»Ich auch nicht.«
»Okay, dann sind wir uns ja einig. Deshalb noch mal meine Frage: Was ist mit dir losgewesen?«
Sheila wischte über ihr Gesicht. Sie schwitzte plötzlich. Der lindgrüne Sommerpullover war ihr zu warm, die Jeans mit den aufgedruckten

Perlen ebenfalls. Ihre Jacke hatte sie im Wagen gelassen, und es fiel ihr auch schwer, eine Antwort zu finden.

»Ich warte, Darling.«

»Wie soll ich das sagen…?«

»Bist du krank? Überarbeitet? War die Reise von London hierher zu lang?«

»Unsinn.«

»Was ist dann passiert?«

Sheila senkte den Kopf. Sie wußte nicht, wie sie anfangen sollte. Es war so verdammt blöd, sie kam sich albern vor, wenn sie Jolanda mit der Wahrheit konfrontierte.

»Sag doch.«

Sheila holte tief Luft. »Gut, ich werde es dir sagen.« Sie schaute Jolanda an. »Es… es war so ungewöhnlich, als ich das Zimmer betrat. Ich sah dich auf dem Boden knien und…«

»Das mache ich meistens bei der Arbeit.«

»Schon gut, aber das war es nicht. Als du dich dann umdrehtest und ich in dein Gesicht schaute, da… da…«

»Was war da?«

»Blut!« flüsterte Sheila. »Da war Blut. Verstehst du das?«

Jolanda sagte nichts. Nur ihre Augenbrauen bewegten sich hoch wie zwei blonde Halbmonde. Dann räusperte sie sich. »Du hast tatsächlich von Blut gesprochen, und ich habe mich nicht verhört?«

»Richtig.«

Jolanda runzelte die Stirn. »Wo denn?« fragte sie leise. »Wo, zum Teufel, war das Blut?«

»In deinem Gesicht.«

Sie saß unbeweglich. »Wo, bitte?«

»In deinem Gesicht, Jolanda. Es war überall auf der Stirn, den Wangen, auf den Brauen, den Lippen, dem Kinn, eigentlich überall. Nur Blut, Jolanda.«

»Das kann ich nicht glauben.«

»Es ist auch unglaublich. Aber ich habe es akzeptieren müssen. Dann waren da noch deine Augen. Sie sahen einfach schrecklich aus und erinnerten mich an schleimige Kugeln, die aus den Höhlen zu quellen schienen.«

Jolanda drückte sich zurück. So etwas wie Unbehagen oder Ekel breitete sich auf ihren Zügen aus.

»Nein, das ist nicht wahr.« Sie fühlte selbst nach und ließ die Fingerkuppen über die Haut gleiten.

»Ich… ich spüre kein Blut.«

»Es ist auch nichts da.«

»Aber es war Blut in meinem Gesicht?«

Sheila Conolly nickte. »Ja, das stimmt. Überall, und es klebte sogar in

deinen Haaren.«

Jolanda lachte bitter auf und sprang von ihrem Stuhl hoch. Sie umging ihn in einem großen Kreis, schlug sich gegen die Stirn. Sie erinnerte Sheila in diesen Augenblicken an eine Schauspielerin, die sich auf der Bühne bewegte.

Erst jetzt fiel der Besucherin auf, daß Jolanda ihre eigene Kreationen trug. Eine bunte Leggings, natürlich bedruckt mit roten und orangefarbenen Blüten, dazu weiße Leinenschuhe und ein helles T-Shirt mit dem Logo JN auf der Brust. Sie wühlte ihre Haare hoch, bevor sie wieder ihren Platz einnahm. »Sheila, Sheila, ich habe das Gefühl, daß dich gewisse Dinge noch immer nicht losgelassen haben.«

»Wie meinst du das?«

Jolanda drückte die vor sich hinqualmende Zigarette im Ascher aus. »Damit meine ich die Vorgänge von früher. Ich weiß ja, daß du bestimmte Dinge erlebt hast, die man mit normalen Worten eigentlich nicht beschreiben kann.«

»Klar, das Dämonische.«

»Richtig.«

»Es hat mich auch weiterhin begleitet, Jolanda. Es ist viel geschehen, ich habe sogar gelernt, mich daran zu gewöhnen. Du weißt ja, daß Bill oft genug in diesen Kreislauf hineingeraten ist, allein wegen seines Freundes John Sinclair…«

»Ist das nicht dieser Geisterjäger? Pardon, wenn ich dich unterbreche?«

»Stimmt.«

»Ihn gibt es immer noch?«

»Natürlich. Er gehört nach wie vor zu unseren besten Freunden, und er geht auch noch seinem Job nach.«

»Das kann ich mir vorstellen. Werden dein Mann und du denn auch davon berührt?«

»Hin und wieder schon.«

»Und das hat dich nicht durcheinander gebracht?« wollte die Modefrau wissen.

Sheila gestattete sich ein Lachen. »Ich weiß, worauf du hinaus willst, aber keine Sorge, mit mir ist noch alles in Ordnung. Ich führe eigentlich ein relativ normales Familienleben, aber da war eben dieses Bild, das ich bei meinem Eintritt sah, und es war nicht das erste in den letzten Minuten.«

»Nicht?«

»Nein, beim Aussteigen erwischte es mich schon.«

»Erzähl doch mal.« Auch Jolanda war jetzt aufgeregt. »Das ist ja richtig spannend. Wenn ich daran denke, daß morgen die Modells eintreffen, wird mir ganz anders.« Sie schielte auf das knallrote Telefon auf dem Boden. »Vielleicht sollte ich anrufen und sie

abbestellen. Wäre eine Möglichkeit.«
»Bitte, nicht meinetwegen.«
»Okay, dann erzähl mal.«
Sheila gab ihren knappen Bericht ab, und Jolanda hörte staunend zu. Einige Male schüttelte sie den Kopf. Sie war sprachlos geworden, was bei ihr nur selten vorkam.
»Das ist ja ein Ding!« flüsterte sie. »Und das alles in dieser Idylle. Meine Güte, ich habe das Haus gekauft, um der Hektik zu entfliehen. Ich will in Ruhe arbeiten. Natürlich habe ich meine Stadtwohnung in London nicht aufgegeben, aber um Kreativität entwickeln zu können, brauche ich diese Umgebung. Hier habe ich Ruhe, hier sehe ich die wunderschönen Farben der Natur und kann aus dem vollen schöpfen.«
»Das ist mir aufgefallen, Jolanda.«
»Ja, es ist außergewöhnlich. Wir haben hier eine Luft, die so klar ist, daß ich bei den Nachrichten über Umweltverschmutzung manchmal nur lachen kann. Komisch, es war alles okay.«
»Das ist auch okay, Jolanda. Ich habe dir nur gesagt, was ich bei der Ankunft empfand.«
Jolanda legte beide Hände vor ihre Brust. »Und ich kann es einfach nicht nachvollziehen.«
»Das glaube ich dir.«
»Dabei ist es so friedlich hier«, flüsterte sie. »Dieses Haus ist ein Juwel.«
»Von wem hast du es denn?«
»Es hat mal einer Lady Bancroft gehört, die wohl nicht mehr hier wohnen wollte oder konnte, weil sie sich übernommen hatte. Sie war der Spielleidenschaft verfallen, habe ich gehört. Es interessierte mich nicht. Ich war über den niedrigen Preis erfreut, und der Makler meinte, daß die Lady Geld gebraucht hat. Deshalb verkaufte sie das Haus. Was sie jetzt macht, und wo sie jetzt ist, kann ich dir nicht sagen. Ich habe sie auch nicht zu Gesicht bekommen.«
»Wie lange wohnst du denn schon hier?«
»Ich selbst nicht sehr lange.« Sie schaute gegen die Wände und auch die Decke. »Das Haus mußte erst renoviert werden. Hat natürlich auch eine Stange Geld gekostet, doch ich rechne damit, daß sich der Einsatz gelohnt hat.«
»Das glaube ich auch. Nur frage ich dich ehrlich. Ist dir nichts aufgefallen, während du hier gewohnt hast?«
»Nie.«
»Du hast keine fremden Eindrücke oder Bilder empfangen - oder?«
»Überhaupt nicht.«
Sheila senkte den Kopf. »Dann bin ich es, die wohl anfängt zu spinnen. Sorry.«
Jolanda erhob sich und umarmte Sheila. »Meine Güte, Mädchen, sei

doch nicht so negativ. Das kriegen wir schon wieder hin. Der Trubel beginnt erst morgen, da hätte ich dich gern dabei, weil du ja ein Auge für bestimmte Strömungen hast. Ich will mit der neuen Herbst- und Winterkollektion groß herauskommen und habe zudem eine völlig andere Richtung eingeschlagen. Jetzt möchte ich natürlich deinen fachmännischen Kommentar dazu hören.«

»Danke für das Vertrauen.«

»Rede nicht so.« Jolanda zog Sheila hoch. »Vergiß den ganzen Mist. Er… er hat sowieso nicht gestimmt. Du bist überreizt oder überarbeitet. Das kommt auch in unseren Jahren vor.« Sie wechselte das Thema. »Wo hast du denn dein Gepäck?«

»Im Flur.«

»Gut, das werden wir holen und auf dein Zimmer bringen.« Jolanda schürzte die Lippen. »Du wirst von dem Zimmer begeistert sein. Ich habe alles nach meinen Vorstellungen renovieren lassen. Es sieht direkt schnuckelig aus.«

Sheila lächelte. Das war genau die alte Jolanda, die sich für eine Sache wahnsinnig begeistern und einsetzen konnte. Davon hatte sie in den vergangenen Jahren nichts verloren. Sie lief auf den fahrbaren Kleiderständer zu und fuhr mit beiden Händen an den dort hängenden Kleidern, Röcken, Hosen und Pullis entlang. »Es ist fast perfekt. Morgen kommen noch zwei Schneiderinnen, die mir helfen werden.«

»Läßt du dann eine Modenschau ablaufen?«

»Ja, Sheila«, rief die Frau lachend. »Du hast es erfaßt. Es wird eine Modenschau für uns beide.«

»Und welche Rolle hast du mir zugedacht?«

Jolanda stemmte die Arme in die Hüften und bewegte sich tänzelnd auf Sheila zu. »Eine sehr wichtige, Schätzchen, denn ich lege auf deine Meinung viel Wert.«

»Ich bin aus dem Geschäft.«

Jolanda schüttelte den Kopf. »Bist du nicht.« Sie blieb vor Sheila stehen und legte ihr die Hände auf die Schultern. »Bist du wirklich nicht. Das kannst du mir glauben.«

»Mal sehen.«

»Nachher wirfst du mal einen ersten Blick auf die Entwürfe. Tust du mir den Gefallen?«

Jetzt lachte Sheila zum erstenmal auf. »Wer kann bei dir schon nein sagen?«

»Das sag mal nicht.« Jolanda nahm Sheilas Hand und zog sie auf die Tür zu. »So, wir kümmern uns mal um dein Gepäck. Dein Zimmer liegt im ersten Stock, hat zwei Fenster und einen wunderschönen Blick in die freie Natur. Da kannst du all das vergessen, was du hier angeblich gesehen hast.«

Sheila gab keine Antwort, denn sie teilte nicht die Meinung ihrer

Freundin…

***

Suko, der neben mir saß und den Hörer gegen sein Ohr gepreßt hielt, veränderte seinen Gesichtsausdruck. Die Haut spannte sich plötzlich hart an seiner rechten Wange, während er dem Anrufer zuhörte, einige Male nickte, auch einen kurzen Kommentar gab, bevor er die Verbindung unterbrach. Mit einer nahezu behutsamen Geste legte er das tragbare Telefon wieder zurück.

»Was war los?« fragte ich.

»Sie haben Bates.«

Ich zwinkerte mit den Augen und versuchte dabei einen Niesreiz zu unterdrücken, was ich nicht schaffte, aber die Explosion hielt sich in Grenzen. »Wen haben sie?«

»Elliot Bates, den Killer, den Amokläufer. Verstehst du nun?«

Diesmal wurde auch ich blaß und antwortete mit schwacher Stimme. »Ja, ich verstehe.«

Elliot Bates. Der Name flammte vor meinen Augen auf. Bates war ein Killer, eine Bestie auf zwei Beinen, ein unzurechnungsfähiger Amokläufer, ein Besessener, wie er selbst mit dem Blut seiner Opfer an die Wand geschrieben hatte. Einer, der sich dem Teufel und anderen Dämonen verpflichtet fühlte und aus diesem Grunde eine so furchtbare Tat begangen hatte.

Vier Tote hatte er hinterlassen.

Einen Mann, eine Frau und zwei Kinder. Eine Familie brutal ausgelöscht. Mit einem Messer und einer Pistole. Er war in das Haus eingedrungen und hatte nur getötet. Einfach so, grundlos, ohne Motiv. Ich faßte das nicht und hätte am liebsten losgeschrieen, als ich davon in den Zeitungen las.

Er hatte auf seine eigene Sicherheit keine Rücksicht genommen und zahlreiche Fingerabdrücke hinterlassen. Da seine Prints registriert waren, hatten es die Kollegen leicht gehabt, die Bestie zu identifizieren.

Elliot Bates!

Himmel, er war gejagt worden. Die Fahndung nach ihm lief auf Hochtouren, und nun, zwei Wochen nach diesem scheußlichen Verbrechen, hatte man ihn gefunden.

»Wo steckt er, Suko?«

»Nicht weit von uns. Es war ein Alarmruf der Zentrale an alle Kräfte, die unterwegs sind.«

»Wie weit weg?«

»Hier in Soho, vielleicht zwei Blocks weiter, wo es noch die Hinterhöfe gibt.« Er sagte mir die genaue Adresse, und ich hatte schon die Seitenscheibe nach unten gekurbelt. Es dauerte kaum eine

Sekunde, bis das Blaulicht auf dem Dach stand und eingeschaltet worden war. Gleichzeitig heulte die Sirene los, damit sie uns freie Bahn verschaffte. Der Rover gehörte nicht zu den schnellsten Fahrzeugen, aber für die Stadt reichte es, und eine Sirene zusammen mit dem Blaulicht verbreitete noch immer einen gewissen Respekt, auch bei den abgebrühten Londonern, die doch so einiges gewohnt und in den letzten Tagen von Terroranschlägen der IRA nach den Wahlen aufgeschreckt worden waren.

Es war schon eine irre, verrückte und auch oft gefährliche Stadt, in der ein Killer wie Elliot Bates sogar seinen Platz gefunden hatte und sich in den Mittelpunkt stellen wollte.

Ich erinnerte mich noch an die Schlagzeilen in den Gazetten. Die Reporter hatten von der Blutspur eines Monsters geschrieben und dabei nicht einmal übertrieben.

Bates war ein Monster.

Auch sein Bild hatten sie abgedruckt, und es war ein Foto gewesen, das sämtliche Vorurteile der Menschen über den Haufen geworfen hatte.

Es gab keinen dunkelhaarigen Mann mit zusammengewachsenen Augenbrauen und einem verschlagenen Gesicht. Nein, Elliot Bates sah aus wie der nette Junge von nebenan. Wie einer, den sich die Mutter gern als Schwiegersohn wünschte. Ein ordentlicher Haarschnitt, eine hohe Stirn, ein etwas kantiges Gesicht, Frauen würden es als sehr männlich einstufen, und ein nettes, etwas schüchternes Lächeln auf den Lippen.

Auch so konnten Bestien aussehen.

Zum Glück war er ein Weißer und kein Farbiger. Ein Ausländer hätte die Emotionen und die Reaktionen der ewig Gestrigen noch höher kochen lassen.

»Holen wir ihn uns?«

Ich grinste kalt. »Und ob. Wir scheinen mit am nächsten dran zu sein.«

»Ja.«

Ich gab wieder Gas. Vor uns lag ein Tunnel, so jedenfalls kam mir die freie Fläche vor, die für uns geschaffen worden war. Die anderen Fahrzeuge waren an die Straßenränder gelenkt worden, nur wenige fuhren noch, und an ihnen glitt ich vorbei.

»An der nächsten Kreuzung links«, sagte Suko.

»Okay.«

Ich verringerte das Tempo nicht, als wir auf die Kreuzung zujagten. Dafür kurbelte ich dann sehr hart am Lenkrad und erschrak, denn einer der Londoner Busse kam mir entgegen…

Ich lenkte gegen. Von Suko hörte ich keinen Kommentar. Dafür wimmerten die Reifen.

Für einen Moment sah ich das erschreckte Gesicht des Busfahrers, dann rutschte ich an dem Gefährt vorbei und bekam auch den Rover wieder unter Kontrolle.

Neben mir atmete Suko zischend.

»Ist was?«

»Das war knapp.«

»Aber gut.«

»Auch das!«

Vor uns lag jetzt eine gerade Strecke. Rechts und links der Straße drehten die Passanten ihre Köpfe, als das Jaulen der Sirene ihre Gehörgänge malträtierte.

Die Häuser kamen mir plötzlich höher vor als normal, und wieder hatte ich das Gefühl, von einem Tunnel verschluckt zu werden. Ich beging nicht den Fehler, die Sirene bis zum Ziel anzulassen, und auch die anderen Streifenwagen fuhren ohne »Musik« weiter. Bates sollte auf keinen Fall gewarnt werden. Es war eine Einbahnstraße, in die er sich zurückgezogen und verkrochen hatte. Auf der rechten Seite stand ein uniformierter Kollege und winkte mit beiden Armen. Hinter ihm öffnete sich eine schmale Durchfahrt zu einem Hinterhof oder einer anderen Gasse, so genau wußte ich das nicht. Ich zirkelte den Rover auf den Gehsteig und bremste ab. Hinter uns stoppten die Kollegen bereits den Verkehr, und ich hoffte, daß Bates nichts davon mitbekam.

Der Kollege vor der Einfahrt kannte uns. Er war ziemlich bleich, als er uns entgegen kam.

»Ist schon jemand bei ihm?« fragte Suko.

»Nein. Aber…«

»Keine Einwände«, sagte ich. »Wir machen es. Sagen Sie den Kollegen nur, daß sie die Gegend absperren sollen!«

»Natürlich, Sir.«

»Und wo steckt er genau?« wollte Suko wissen.

»Hinten im Hof. Es ist das Haus mit dem Flachdach und dem Aufbau.«

»Einem Aufbau?« fragte Suko.

»Ein Taubenschlag.«

»Ist er belegt?«

»Ich denke.«

»Hat Bates etwas bemerkt?«

Der Kollege hob die Schultern. »Hoffentlich nicht. Eine Frau hat ihn erkannt, als er in einem Geschäft erschien, um Futter für die Tauben zu kaufen.«

»Denen können wir direkt dankbar sein«, meinte Suko.

Inzwischen waren immer mehr Wagen eingetroffen. Schwerbewaffnete Männer stiegen aus. Einige von ihnen trugen kugelsichere Westen über ihre Kleidung gestreift. Die Männer

gehörten zu einer Spezialeinheit, die Bates Versteck stürmen wollten.
Davon hielt ich sie ab. Diesmal mußte ich meine Sondervollmachten einsetzen, was dem Chef der Truppe nicht gefiel. Er widersprach, wir einigten uns schließlich auf eine Dauer von zwanzig Minuten. Mehr Vorsprung wollte man uns nicht geben.
»Denken Sie daran, wie gefährlich Bates ist, Sinclair.«
»Das sind wir auch.«
Suko war schon vorgelaufen. Er erwartete mich am Ende der Einfahrt. Vor uns lag ein Hinterhof.
Hier hatte sich eine Subkultur entwickeln können. In den Anbauten fanden wir kleine Secondhand-Läden, auch einen Sex-Shop sowie die Behausung eines Künstlers, der mit Metall arbeitete und daraus seine Werke erstellte, wie wir durch ein Schaufenster sehen konnten.
Wir zogen nicht unsere Waffen, denn es hielten sich einfach zu viele Unbeteiligte in der Nähe auf.
Sukos Zeigefinger stach schräg in die Luft. Er wies auf ein Haus mit dem bewußten Flachdach, von dem sich der Holzaufbau abhob. Statt Fenster hatte er Luken. Die Tauben konnten frei ein- und ausfliegen.
»Weißt du, wie wir am besten dorthin kommen?«
»Durch das Haus.«
»Oder vom Nachbarhaus her. Da müßten wir nur springen, weil es doch höher liegt.«
»Ich bin für die erste Möglichkeit.«
»Okay, dann los!«
Wir liefen nicht schnell, auf keinen Fall durften wir auffallen. Es konnte durchaus sein, daß Bates aus der Luke hervorschaute und durchdrehte, wenn er etwas Verdächtiges sah.
Wir erreichten eine Hintertür. Ihre Scheibe war nicht mehr vorhanden. Suko schob sich als erster in das Haus. Er ging mit gleitenden Schritten und schaute nach links, wo die Treppe begann. Nicht weit entfernt schlug eine Tür. Wir hörten Schritte, dann erschien eine Frau in unserem Blickfeld. Sie war ziemlich korpulent, trug einen Kittel und rauchte hastig.
»Bates ist oben, nicht?«
»Ja«, sagte Suko.
»Wollen Sie ihn holen?«
»Sicher.«
Die Frau trat ihre Zigarette aus. »Denken Sie dabei an Robby, bitte. Denken Sie an ihn.«
»Wer ist Robby?«
»Mein Enkel. Er ist zehn Jahre und…«
Ich schloß für einen Moment die Augen und lehnte mich gegen die Wand. Plötzlich bewegte sich die Welt, und ich hatte das Gefühl, in den Boden einzusinken. Ich hörte die Frau weinen und Suko sprechen.

Dann war ich wieder okay.

»Er hat ihn einfach mitgenommen, um ihm die Tauben zu zeigen. Robby sollte sie füttern.«

»Sie haben das zugelassen?« erkundigte ich mich.

»Ich wußte ja noch nicht, wer er war.«

»Schon gut.«

Die Frau klammerte sich an uns fest. »Bitte, bitte, holen Sie meinen Enkel da raus!«

»Okay, Madam«, sagte ich leise. »Wir werden unser Bestes tun.«

Sie schaute uns nach, als wir auf die Treppe zugingen.

Jetzt kam es allein auf uns an und darauf, daß wir keinen Fehler machten…

***

Die Hand fuhr wie die Greifklaue eines Raubvogels in das Haar des Jungen. Robby war so stark geschockt, daß er nicht einmal aufschrie. Ein wilder Schmerz durchtoste seinen Kopf, das Gesicht wirkte leblos wie eine Maske, bevor sich sein Mund verzerrte, um zu beweisen, wie stark der Schmerz war.

Bates schleuderte sein Opfer weg.

Robby torkelte durch den Raum. Er bewegte seine Arme wie Dreschflegel. Er krachte gegen einen Pfosten, und die dabei entstehende Erschütterung ließ die Tauben aufflattern und aufgurren, denn diese Unruhe waren sie nicht gewohnt.

Robby rutschte aus. Er fiel auf den Rücken, wobei er Glück hatte, denn ein flacher Strohballen dämpfte den Aufprall.

Er blieb liegen. Tränen waren in seine Augen geschossen. Er wußte nicht, was er Bates getan hatte.

Der Mann war immer so freundlich gewesen und hatte ihm schon vor Tagen versprochen, ihm die Tauben zu zeigen. Völlig ahnungslos war Robby mitgegangen und befand sich nun in einer für ihn fremden Umgebung.

Das Dach des Aufbaus war schräg. Er sah die schrägen Balken, die eigentlich dunkel waren, aber im Laufe der Zeit durch den Kot der Vögel helle Flecken bekommen hatten.

Die meisten Tiere hockten in den Käfigen, die zwischen den beiden viereckigen Fenstern ihre Plätze gefunden hatten.

Die Tiere rührten sich nicht. Sie schienen zu spüren, daß sich hier ein Teufel ein Nest gesucht hatte.

Nur zwei auf dem Balken hockende Tauben breiteten ihre Flügel aus und flatterten zu ihren angestammten Plätzen in den Käfigen.

Vor ihnen hatte Robby keine Angst, es war der so schrecklich veränderte Mensch, der ihm die tiefe Furcht einjagte. Robby weinte noch immer. Er wollte aufstehen und hörte den gezischten Befehl.

»Bleib liegen!«
Der Junge zuckte zurück.
Bates kicherte, als er das sah. Seine Augen glänzten und schienen keine Pupillen mehr zu haben. Ein dunkler Silberglanz hatte sich in ihnen eingenistet. Das Gesicht zeigte einen dünnen Film aus Schweiß, und einige Gesichtsmuskeln zuckten unkontrolliert. Er leckte sich die Lippen. Seine Zunge sah aus wie ein widerlicher Klumpen mit einer klobig wirkenden Spitze, als sie sich zwischen die Lippen hervordrängte.
Er atmete heftig und unregelmäßig und bewegte sich mit hastigen, aber möglichst lautlosen Schritten durch den Raum. Er machte den Eindruck eines Mannes, der irgend etwas suchte und wütend darüber war, daß er den Gegenstand noch nicht gefunden hatte.
Robby beobachtete ihn aus seiner liegenden Position heraus. Sein Kopf lag etwas erhöht. Er spürte darunter das Stroh, doch Schmerzen überstrahlten alles. Die Klaue schien sich noch immer auf seinem Kopf festgekrallt zu haben.
Elliot Bates lachte.
Er stand jetzt gebückt da und wühlte in einem Regal dicht unter den Verschlägen der Tauben.
»Ich hab's!« kreischte Bates. »Ja, ich hab's!« Er kam aus seiner gebückten Haltung hoch, drehte sich herum und hielt etwas in der Hand, das Robby nicht genau erkennen konnte, ihn aber an einen Kreis erinnerte. So etwas Ähnliches war es auch. Allerdings ein Kreis mit einem runden Zackenrand auf der oberen Seite, so daß dieser Gegenstand aussah wie eine Krone aus Eisen.
Das war sie auch.
Mit einer feierlich anmutenden Bewegung setzte Elliot Bates sie auf. Er probierte einige Male, bis er den richtigen Sitz der Krone gefunden hatte, stellte sich aufrecht hin und drückte seinen Rücken durch. Er schien in den letzten Sekunden gewachsen zu sein, denn diese Krone hatte ihm die nötige Sicherheit gegeben.
Sie paßte zu seiner schwarzen Kleidung und auch zu der dunklen, glänzenden ärmellosen Weste, deren Hälften an der Vorderseite durch eine aus Totenköpfen bestehenden Kette gehalten wurde.
Langsam drehte sich Bates um.
Robby begann zu zittern. Nicht zu mir, dachte er. Lieber Gott, laß ihn nicht zu mir kommen…
Aber Bates kam.
Er schaute schräg nach unten. Seine »Augen« richtete er auf den liegenden Jungen.
»Opfer!« flüsterte er dabei. »Du bist das nächste Opfer. Ich werde dich ihm weihen…«
Robby konnte keine Frage stellen. Er wollte auch nicht reden. Die

Angst sorgte bei ihm beinahe für einen Erstickungsanfall. Aber Bates ging weiter. Er hatte ein Lächeln auf seine Lippen gelegt, das diese Bezeichnung nicht verdiente. Es war eher ein Ausdruck der teuflischen Vorfreude, die er empfand.

Vor Robby blieb er stehen. Er atmete heftig durch die Nase, so daß sich deren Flügel bewegten.

»Siehst du die Krone?« flüsterte er. »Siehst du sie genau?«

Robby nickte. Vielmehr deutete er es an.

»Sie ist etwas Besonderes«, keuchte der Mann. »Ich habe sie geschenkt bekommen. Die Frau war sehr nett zu mir. Sie hat mir das Geheimnis der Krone erzählt. Willst du es wissen?«

Robby wollte es nicht wissen. Nur traute er sich nicht, dies auch zu sagen. Statt dessen nickte er wieder, blieb aber nach wie vor verkrampft auf dem Rücken liegen.

Elliot Bates, der Killer mit dem harmlosen Gesicht, hob beide Arme an und legte seine Hände seitlich gegen die Krone, damit die Mitte freiblieb.

Dann beugte er sich vor.

»Schau genau hin, Kleiner! Sieh dir die Mitte an. Dort ist etwas Wunderbares zu erkennen.«

»Ja…?«

»Siehst du es?«

»K… kaum…« Er schaffte es nur mit Mühe, ein Wort hervorzubringen. Robby verging fast vor Angst.

»Was siehst du, Kleiner?«

Instinktiv erfaßte der Junge, daß er jetzt antworten mußte. Er durfte den Mann nicht noch mehr reizen. »Da… da ist ein Gesicht, glaube ich. Ja, ein Gesicht.«

»Gut gesehen!« lobte Bates keuchend. »Aber was für ein Gesicht? Kannst du mir das sagen?«

Robby konnte es nicht, noch nicht, denn er mußte erst seine Augen von den Tränen freiwischen.

»Ich kenne das Gesicht nicht. Es ist so komisch, fast eine Fratze…«

Bates holte tief Luft. »Was sagst du da?« flüsterte er. »Eine Fratze soll das sein?«

»Ich… ich weiß nicht.«

Der Killer beugte sich noch tiefer. »Das ist keine Fratze, du hast meine Krone beleidigt. Es ist etwas Einmaliges, etwas Wunderbares. Es ist für mich das Höchste überhaupt?« Sein Gesicht lief rot an.

»Wie kannst du die Krone nur so beleidigen? Das ist keine Fratze. Es ist ein wunderbares Gesicht. Schau es dir an. Schau es dir genau an. Diese dreieckige Form, die Augen, der Mund, wie wunderbar verzerrt er ist. Es ist das Gesicht des Höchsten, des Mächtigsten, das du hier beleidigt hast, Junge.«

Robby zitterte vor Angst. »Das wollte ich doch nicht. Nein, wirklich nicht. Ich wollte nicht…«

»Du hast es aber getan!« knirschte Bates.

»Nicht so gemeint…«

Bates grinste kalt. »Das kann jeder sagen. Ich verzeihe dir nicht, Kleiner. Du bist nicht anders als die übrigen Menschen. Auch du weißt ihn nicht zu schätzen. Du hast ihn beleidigt, ja, du hast den Höchsten beleidigt, den es gibt. Den Wunderbarsten, du hast ein Stück von ihm und von mir in den Dreck gezogen. Ich will dir sagen, was es ist. Es ist das Gesicht des Teufels, verstehst du? Es ist das Gesicht meines Herrn, meines Gottes. Es ist der Teufel. Wer ihn beleidigt, muß sterben, der hat es verdient…«

Robby wußte nicht mehr, was er tun sollte. Er betete innerlich, nur einen Traum zu erleben. Er wollte sich nicht gegen den Mörder stemmen, er hatte nichts davon gewußt, er hatte das Abbild des Höllenfürsten noch nie in seinem kurzen Leben gesehen. Wie hätte er denn dann alles genau wissen sollen?

Bates richtete sich wieder auf. Er strich mit den Handflächen über die Krone hinweg. Er flüsterte Worte, die er selbst kaum verstand, und dabei zitterte er vor Wut.

Dann trat er einen Schritt zurück.

Robby beobachtete ihn gespannt.

Bates war jetzt ruhiger geworden Auch die Tauben verhielten sich still Sie spürten mit ihrem sicheren Instinkt, daß sich in diesem Aufbau etwas vollzogen hatte, das einfach nicht hergehörte.

Elliot Bates hatte sich wieder starr aufgerichtet. In seinem Gesicht arbeitete es. Die ungewöhnlichen Augen hatten ihren Ausdruck verändert. Jetzt wirkte der Blick überheblich und arrogant. »Du hast es gesagt, du wirst dafür büßen.« Er bewegte seinen rechten Arm. Mit der Hand schob er die Lederweste zurück. Seine Finger krochen auf einen bestimmten Gegenstand zu, den er hervorzog.

Es war ein Messer!

Glänzend, mit einer dünnen Klinge versehen, die an beiden Seiten scharf geschliffen war.

Ein Stilett!

Er hob die Waffe an, drückte sie gegen seine Lippen, küßte sie und kantete sie nach links, bevor er sie wieder senkte. Er hatte sich dabei bewußt in die Unterlippe geschnitten. Der Blutstropfen lag darauf wie eine rote Perle.

Wieder erschien seine Zungenspitze. Mit einer blitzschnellen Bewegung leckte er die Perle weg.

Dann beugte er sich vor. »Ich werde dir das Zeichen des Teufels in deinen Körper schnitzen, Kleiner. Ich werde keine Rücksicht gegenüber denjenigen kennen, die es gewagt haben, den Höllenfürsten

zu beleidigen. Das verspreche ich dir.«

Er sprach über die Spitze des Stiletts hinweg, die er dann senkte, so daß sie genau auf den Hals des Jungen wies, der totenstarr vor Angst und bleich war…

***

Hoffentlich waren wir nicht zu spät gekommen. Dieser Gedanke putschte uns beide auf.

Während wir so leise wie möglich die Stufen der Treppen hochschlichen, hatte ich immer das Bild des Killers vor meinen Augen, garniert mit den Schlagzeilen über seine schrecklichen Taten. Es war einfach nicht zu fassen, was dieser Mensch (war er überhaupt einer?) getan hatte.

Vier Tote.

Und jetzt befand sich ein Kind in seiner Gewalt.

Wir hatten beide unsere Berettas gezogen. Je höher wir kamen, um so schlechter wurde die Luft.

Irgendwie hatte sich das alte Haus aufgeheizt, und zudem strömte uns aus den Wänden ein alter, muffiger Geruch entgegen.

Ich wußte nicht, wieviel Zeit des gesetzten Ultimatums vergangen war. Ich wagte auch nicht, auf meine Uhr zu schauen, aus Angst, daß ich einen Schock bekam, ich wollte dieser Bestie das Opfer nur aus den Klauen entreißen, und Suko dachte nicht anders darüber.

Wir erreichten die letzte Etage, blieben dort stehen und schauten uns nach dem Weg um, der uns in dieses primitive Penthouse auf dem Dach brachte.

Es mußte einfach einen geben, denn an der Außenfront des Hauses kletterte bestimmt niemand hoch.

Hier oben war es verdammt düster. Durch eine schmale Luke, die den Namen Fenster nicht verdiente, drang blasses Licht und ließ Suko aussehen wie ein Gespenst, als er die Stelle durchquerte und im Hintergrund des kleinen Korridors verschwand.

»John, hier ist die Stiege.«

Ich war schnell bei ihm und wunderte mich über die bauliche Anordnung. Die schmale Treppe berührte mit der linken Seite die Flurwand. Nach rechts hin war sie offen, denn auf ein Geländer hatte man verzichtet. Sie endete dort, wo sich ein kleines Podest befand und daran anschließend eine Tür.

Sie war der Eingang zum Aufbau.

Suko ging vor mir her. Er bewegte sich möglichst leise und trat nur mit den Fußballen auf. Dennoch ächzte und bewegte sich das Holz unter unserem Gewicht. Ich betete, daß der irre Killer keines dieser Geräusche hörte. Suko erreichte die Tür, blieb stehen und bückte sich dabei. Er wollte durch das Schlüsselloch schauen, bekam aber nicht

viel zu sehen, denn als ich ihn erreicht hätte, richtete er sich wieder auf und schüttelte den Kopf.

»Hoffentlich ist die Tür nicht abgeschlossen.«

Er hob die Schultern. »Ausprobiert habe ich es noch nicht.«

»Hast du denn etwas gehört?«

»Nein.« Er trat zur Seite, als er sah, daß ich mein Ohr gegen das Holz legte.

Im Haus war es glücklicherweise ruhig. Es hatte sich herumgesprochen, daß sich ein irrer Killer hier oben befand. Niemand wollte das Risiko eingehen und ihm in den Weg laufen.

Ich hörte zunächst nichts.

Dann dumpf klingende Laute, die ich als Schritte identifizierte. Auch eine Stimme. Es war nur nicht zu unterscheiden, ob sie dem Jungen oder dem Killer gehörte.

»Da redet jemand«, wisperte ich Suko zu.

»Hervorragend. Solange er noch spricht, tötet er nicht.«

Da hatte er mit dieser leicht zynisch angehauchten Logik recht. Aber das Leben ist nun mal nicht immer nett und heiter, sondern kann verdammt brutal sein.

Ich richtete mich wieder auf.

Sukos Blick sprach Bände. Er streckte bereits seine Hand nach der alten Türklinke aus und wartete auf mein Nicken.

Das erfolgte.

So behutsam wie möglich bewegte Suko die Klinke nach unten. Sie hatte etwas Spiel, packte nicht direkt, und mein Freund machte ein Gesicht, als wäre jetzt alles vorbei.

Die Tür war verschlossen.

Ich unterdrückte nur mühsam einen Fluch. Wie sollten wir es anstellen? Versuchen, die Tür aufzurammen oder das Besteck nehmen, um damit das Schloß zu öffnen. Es war wirklich nicht modern und würde uns kaum Widerstand entgegensetzen. Zudem konnte ich mich auf Suko verlassen. Er schaffte es mit einer gewissen Leichtigkeit, derartige Schlösser zu öffnen.

»Dann mach mal und…«

Es kam anders, ganz anders.

Und es kam genau im falschen Augenblick, denn vom Hof her hörten wir eine harte typische Lautsprecherstimme eines übereifrigen Polizeibeamten, der den Killer aufforderte, sich zu ergeben, weil das Haus inzwischen umstellt war.

Ich fluchte.

Suko ebenfalls, und gemeinsam traten wir zurück.

Dann nahmen wir Anlauf und wuchteten uns gegen die Tür des hölzernen Aufbaus…

***

»Der Tod ist süß, der Tod ist schnell, er wird dir Freude bereiten, mein Kleiner. Danach wirst du ihm bald von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen. Der Teufel erwartet dich. Du kannst ihn von mir grüßen. Du kannst ihm sagen, daß ich die Krone sehr gut verwahre.« Er nickte und gab seiner Stimme einen leicht sanften und weiblich klingenden Unterton. »Ich weiß auch, daß er sich mir gegenüber erkenntlich zeigen wird. Ich habe ja das Erbe von dieser Frau übernommen, denn sie ist die einzige gewesen, die mich geliebt hat.«

Robby hörte jedes Wort, allein, er begriff die Sätze nicht. Er konnte damit nichts anfangen, denn das war nicht seine Welt. So etwas hätte er sich nicht einmal in seinen schlimmsten Träumen vorstellen können. Ja, er hatte die Älteren bereits beobachtet, wie sie andere Jungen zusammenschlugen, er hatte auch schon zwei Messerstechereien mitbekommen, war aber nie selbst in Gefahr geraten.

Nun sollte er sterben.

Robby konnte sich keine Vorstellung davon machen. Der Gedanke an den Tod war ihm zu fremd.

Dennoch jagten ihm bei den Gedanken Schauer über den Rücken.

Davor hatten die Menschen Angst.

Auch er…

Und die Klinge war da. Dieses glänzende, spitze, widerliche Ding, das bereits seine Kleidung berührte, wo die Knopfleiste seines Hemdes unter dem Hals aufhörte.

Er sah auch das Gesicht.

Bates lächelte. Diesmal waren seine Augen verdreht. Er befand sich mit seiner Physis in dieser normalen Welt, seine Psyche jedoch hatte sich längst abgesetzt und irrte durch eine andere.

Er bewegte das Stilett von oben nach unten, und der erste Knopf des Hemdes sprang wie von selbst ab.

Der Junge erschrak, als er es sah, und er konnte seinen Blick nicht von der Klinge lösen. So schaute er zu, wie das Messer alle Knöpfe löste. Im Hintergrund gurrten einige Tauben, als sollte ihn dieses Geräusch auf seinem Weg in den Tod begleiten.

Elliot Bates fing an zu summen. Es waren gemischte Töne, die über seine geschlossenen Lippen drangen. Mal sehr tief, dann wieder höher und fast freundlich.

Das Gürtelschloß hielt die Klinge auf.

Bates nickte. Mit der freien Hand faßte er den Hemdstoff und klappte ihn zu zwei verschiedenen Seiten hin weg. Da Robby kein Unterhemd trug, lag die Brust des Jungen frei vor ihm.

Sie hob und senkte sich unter den schweren Atemzügen, und der Killer konzentrierte sich auf die Stelle, wo das Herz schlug.

Er konnte es deutlich erkennen. Über seine Lippen huschte ein

Grinsen, als er daran dachte, daß es nicht mehr lange schlagen würde. Und die Brust war zudem groß genug, um einen bestimmten Schnitt durchführen zu können. Angelegt wie ein Kreuz, nur eben wie eines, das auf den Kopf gestellt war.

»Bald holt er dich!« versprach er dem Jungen. »Sehr bald schon. Ich beneide dich sogar, daß du…«

Da unterbrach ihn die Stimme.

Sie drang vom Hof her durch die beiden offenen Fenster, und Bates hörte plötzlich, daß das Haus umstellt wurde.

Robby bekam die Veränderung kaum mit. Er hörte zwar zu, nur verstand er kein Wort.

Dafür sah er den Killer mit der Teufelskrone besser. Dessen rechter Arm zuckte, begleitet von einem Blitz, den die Klinge durch diese hastige Bewegung hinterließ.

»Tod!« brüllte er.

Für Robby aber explodierte die Welt in einem gewaltigen Krachen.

***

Beide Frauen waren die Treppe hochgegangen, und Sheila konnte nur immer wieder den Kopf darüber schütteln, was Jolanda aus diesem Haus gemacht hatte.

Es konnte einfach nicht mehr die alte Bude sein, die es einmal gewesen war. Das Treppenhaus war ebenfalls in einem hellen Weiß gehalten worden, der Streichlack glänzte, und die lindgrünen Stufen harmonisierten mit dem Grün der Pflanzen auf den ebenfalls erneuerten Fensterbänken.

Die Scheiben im Treppenhaus blitzten vor Sauberkeit, überhaupt lag kaum etwas herum. Und wenn, dann diente es als Dekoration wie auf dem ersten Absatz, wo ein alter Barockstuhl stand, über dessen Lehne ein luftiger Blumenstoff hing, als sollte dieses Stilleben zwei Zeitepochen, die Vergangenheit und die Gegenwart, vereinigen.

Sheila blieb vor dem Stuhl stehen. »Toll«, lobte sie.

Hinter ihr lachte Jolanda. »Hör doch auf.«

»Doch, ich finde es super. Es sind doch gerade die Kleinigkeiten, die einem Haus Atmosphäre geben.«

Jolanda lächelte stolz. »Wenn du das meinst, kann ich dir nicht widersprechen.«

»Das erwarte ich auch.« Sheila legte den Kopf nach hinten und schaute gegen die Decke. Auch sie war hell gestrichen, wobei Leisten die Seiten umrahmten, die wieder um eine grünliche Farbe zeigten. Neben Weiß schien Jolanda Norman auch Grün zu lieben, denn auch der Handlauf des Treppengeländers war in dieser Farbe gestrichen.

Sie stiegen den Rest der Stufen hoch. Sheila fand sich in einem schmalen Flur wieder, der durch den hellen Anstrich wenigstens eine

optische Breite bekommen hatte. Sie hörte Jolanda zu, die ihr erklärte, wo die beiden Duschen lagen, und sie deutete dann in die Höhe, als sie vor einer schmaleren Treppe stehengeblieben war.

»Dort oben habe ich noch ein Bad einbauen lassen. Wenn du also in die Wanne steigen willst, bitte.«

»Nein, nein, jetzt nicht. Vielleicht eine Dusche.«

»Okay.«

Sheila hörte zu, denn ihre Freundin erklärte ihr, daß die verschiedenen Türen zu Gästezimmern gehörten, in denen die Modells übernachten sollten.

»Dein Zimmer ist natürlich das schönste.«

»Das war doch nicht nötig.«

»Keinen Widerspruch, du bist mein persönlicher Gast, Sheila.« Sie schob sie vor.

Der Raum lag am Ende des Flurs. Die Querwand zeigte eine Grafik von Andy Warhol. Sheila konnte sich daran erinnern, daß sie dieses Bild schon früher bei der Freundin gesehen hatte. »Sag mal, wo wohnst du eigentlich?«

»Unten.«

»Und das reicht dir?«

»Ha.« Sie lachte. »Du glaubst gar nicht, wieviel Platz ich habe. Ich werde dir später alles zeigen.«

»Okay, ich freue mich.«

Jolanda drückte sich an Sheila vorbei und öffnete die Tür. »Bitte sehr, Madame, hier werden Sie in den nächsten Tagen wohnen. Nicht so schüchtern. Hereinmarschiert, es ist keiner da, der Ihnen ein Leid antut.«

Sheila trat zögernd über die Schwelle, stellte ihren Koffer ab, die Reisetasche hatte Jolanda genommen, und bekam große Augen. Damit hätte sie wirklich nicht gerechnet.

Sie hatte Mühe, ihre Freude zu verbergen und auch die Hände ruhig zu halten, denn beinahe hätte sie diese über dem Kopf zusammengeschlagen so schüttelte sie ihn nur.

Das Zimmer war eine Puppenstube Natürlich nicht so klein, aber unwahrscheinlich gemütlich eingerichtet. Da; Bett bestand aus weiß lackiertem Rattanholz. Dazu paßte natürlich der lindgrüne Bettbezug, die kleinen Lampen mit dem Korbgeflecht, der weiche Flor des Teppichbodens, die beider kleinen Fenster mit den hellen Rahmen, ein zierlicher Schreibtisch, der Schrank mit dem Spiegel und der bequeme Sessel mit dem ebenfalls grün angehauchten Bezug.

»Gefällt es dir?«

Sheila mußte lachen. »Da fragst du noch? Es ist herrlich, ein kleiner Traum.«

»Hör auf.«

Sie ging vor. »Doch, Jolanda, doch. Ich übertreibe wirklich nicht. Das Zimmer ist super. Wenn ich nicht verheiratet wäre, hätte ich mir einen solchen Raum gewünscht.«

Die Modefrau schmunzelte. Sie lehnte an der Wand. Eine weiße Tapete bedeckte sie, und natürlich verteilten sich auf ihr zahlreiche Blumen, aber in blassen Farben, um nicht aufzufallen. »Leider mußt du über den Flur, um dich zu duschen.«

Sheila winkte ab. »Das spielt doch hier keine Rolle.« Sie ging auf Jolanda zu und umarmte sie.

»Danke für dieses tolle Zimmer«, sagte sie.

»Jetzt übertreibst du aber.«

»Gar nicht.«

Jolanda warf einen Blick auf die Uhr. »So, ich werde dich jetzt allein lassen, weil ich noch telefonieren muß, Ich will sichergehen, daß alle morgen hier erscheinen. Kommst du dann runter?«

»Klar, aber nach dem Duschen.«

»Gut, ich bereite dann einen kleiner Imbiß vor und brühe auch frischer Kaffee auf.«

»Mach dir nur keine Umstände.«

Jolanda hegte einen Finger auf die Lippen. »Psst, sei ruhig, das hätte ich auch für mich getan. Da ich auf der Lunch verzichte, muß ich am Nach mittag eine Kleinigkeit essen.«

»Und wie ernährst du dich am Abend?«

»Mit Obst.«

Sheila warf einen Blick auf Jolandas Figur. »Deshalb bist du so schlank geblieben.«

»Hör auf. Du kannst dich ebenfalls nicht beklagen.« Sie winkte noch einmal und ging zurück. »Bis gleich dann.« Nach diesen Worten schloß sie die Tür von außen.

Sheila lächelte, atmete tief durch und streifte die Finger in die Haarsträhnen. Plötzlich fühlte sie sich »sauwohl«. Die Halluzinationen waren vergessen, denn die besondere Atmosphäre dieses Hauses hatte alles vertrieben.

Sie ging zu den Fenstern und öffnete beide. Nicht, daß es stickig im Zimmer gewesen wäre, doch die frische Luft tat ihr unwahrscheinlich gut. Als Schwall drang sie in den Raum, und sie war erfüllt vom Luft der Blüten aus dem Garten.

Sheila Conolly blieb vor einem Fenster stehen und stützte ihre Hände auf die Bank. Direkt neben den schmalen Terrakottatopf, der dort seinen Platz gefunden hatte. Aus ihm wuchsen kleine Margeriten hervor und sahen aus wie Spiegeleier, wenn man von oben auf sie schaute.

Ihr Blick streifte die Rückseite des Hauses, an die sich ebenfalls ein Garten anschloß. Er wirkte allerdings ziemlich verwildert. Seine Farbe

war längst nicht so hell, und die meisten Sommerblumen wurden von einem kniehohen Unkraut überwuchert. Am Ende des Gartens sah sie eine dichte Hecke. Wo sie von zwei verschiedenen Seiten aufeinander traf und einen rechten Winkel bildete, da stand ein kleines Gartenhaus, mehr ein schmaler Geräteschuppen, der mit einem Pavillon nichts gemein hatte. Sheila ging davon aus, daß ihre Freundin die Rückseite des Grundstücks auch noch bearbeiten lassen würde, wenn Zeit dazu war.

Ein weiteres Haus konnte sie nicht sehen, so sehr sie auch schaute. Links begann ein weites Feld, das sie an Brachland erinnerte. Auf der rechten Seite erkannte sie den Schatten des Waldes, den sie auch durchfahren hatte. Sehr weit entfernt und nur mit guten Augen zu sehen, teilte das schmale Band der Straße die Landschaft in zwei große Hälften. Die Wagen, die dort fuhren, kamen ihr vor wie Spielzeuge..

Als sie zurücktrat und sich im Zimmer umschaute, fiel ihr noch etwas ein. Es war zwar alles vorhanden, doch sie vermißte ein Telefon, denn Sheila wollte ihren Mann Bill anrufen und ihm sagen, daß sie gut angekommen war. Das konnte sie von unten aus erledigen. Nachdenklich nagte sie an ihrer Unterlippe, denn sie dachte darüber nach, ob sie Bill über die Vorgänge informieren sollte.

Nein, sie würde es zunächst hassen. Dann machte er sich nur unnötige Sorgen und würde so schnell wie möglich versuchen, das Bancroft House zu erreichen.

So hieß es noch immer, und so hatte es Jolanda auch als Adresse angegeben.

Sheila schloß ein Fenster, stellte das andere schräg und kümmerte sich um ihr Gepäck. Sie wollte nicht, daß die Kleidungsstücke zu sehr zerknitterten.

Zuerst packte sie den Koffer aus. Anschließend kümmerte sie sich uni die Reisetasche. Sie war groß genug, um auch einen flauschigen Bademantel aufzunehmen.

Zusammen mit den Kosmetiksachen fiel er ihr als letztes Stück in die Hände. Sie hob ihn an und wurde daran erinnert, eine Dusche zu nehmen. Wer weiß, ob sie sonst noch dazu kam, und auf der Fahrt hatte sie doch ziemlich geschwitzt.

Sheila legte die Kleidungsstücke für später zurecht, eine weiße Hose und eine lockere rote Bluse mit gelben Blumen, dann zog sie sich bis auf den Slip aus, klemmte ihre Kosmetiktasche unter den linken und hängte den Bademantel über den rechten Arm und öffnete die Zimmertür.

Sie trat in den Gang, zog die Tür wieder zu und drehte sich nach links. Nicht einen Schritt kam sie weit, denn wie vom Blitz getroffen blieb sie stehen.

Vor ihr, etwa drei Schritte entfernt, stand eine unheimliche Gestalt!

Sheila spürte, wie ein Rieseln über ihre Oberarme glitt und sich ihre Härchen sträubten. Sie hielt für einen Moment den Atem an, dann zischte sie ihn durch die Nasenlöcher.

Die Kosmetiktasche rutschte ihr aus dem Arm und landete mit einem dumpfen Aufschlag am Boden.

Halluzination oder Wirklichkeit?

Sheila wußte es nicht, sie merkte nur, daß sie anfing zu zittern und eine irre Furcht in ihr hochkletterte, denn die Gestalt sah einfach schrecklich aus.

Es war eine Frau, eine Geisterfrau.

Ein unheimliches, knochiges und bleiches Gesicht fiel ihr zuerst auf, aber noch bleicher waren die Haare, die auf dem breiten Schädel wie Gestrüpp wucherten. Die blasse Haut bestand aus zahlreichen Falten und Runzeln, so daß ihr Gesicht schon einer Landkarte glich. In diese kleinen Gräben hinein schien Farbe gesickert zu sein, denn sie sahen aus, als wären sie mit hellbraunem Erdreich gefüllt worden.

Die Frau trug ein dunkles Kleid, ebenfalls schwarz oder braun. Die Ärmel waren hochgeschoben, und sie hatte den Kopf etwas nach vorn gestreckt, als wollte sie die Aufmerksamkeit des Betrachters besonders auf ihr Gesicht lenken.

Eine sehr dicke Nase hatte darin Platz gefunden. Sie war trotzdem knochig, wuchs von der Stirn her in das Gesicht hinein und breitete sich dann aus, so daß sie sich an ihrem Ende zu einem Klumpen verformte, der aber in die Höhe stand und zwei Nasenlöcher preisgab, in die Sheila Conolly hin einschauen konnte.

Noch schlimmer waren die Augen.

Oder nur ein Auge?

Das linke war vorhanden. Es sah aus, als hätte jemand eine kleine Glaskugel in die Höhle gedrückt.

Es bewegte sich auch nicht und war einfach nur starr.

Das rechte war gar nicht vorhanden.

Sheila starrte in eine leere Augenhöhle, die aussah wie der Beginn eines dunklen Tunnels, aus dem jeden Moment irgendein Gewürm hervorkriechen konnte. In der linken Hand hielt die Person eine alte Laterne. Sie bestand aus Eisen und war so aufgeteilt wie ein Fenster. Dahinter leuchtete ein bleiches, völlig unnatürliches Licht.

Ihre Haare standen ab. Sie bewegten sich an den gekräuselten Spitzen zitternd, obwohl kein Durchzug herrschte und auch kein Windhauch den Flur entlangweihte.

Obwohl Sheila nur Sekunden auf dem Platz gestanden hatte, kam es ihr vor, als wären es Minuten, wenn nicht sogar schon Stunden gewesen. Zum Glück hörte sie ihren eigenen Herzschlag, denn ein solches Wesen konnte einen Menschen auch zu Tode erschrecken.

Die Geisterfrau bewegte sich nicht. Sie stierte Sheila mit dem einen Auge an, aber die leere Höhle kam ihr dabei noch gefährlicher vor. Als wollte sie ein Opfer zu sich heranziehen.

Dann zuckten plötzlich die ebenfalls braunen und rissigen Lippen in dem Faltengesicht. Es war kein Lächeln, das sich dort abzeichnete, eher ein wissendes, böses und hinterhältiges Grinsen, das alles Grauen der Hölle versprach.

Sheila wunderte sich, wie gut sie den ersten Schreck überstanden hatte. Ihr rechtes Bein zuckte schon, weil sie auf die Geisterfrau zugehen wollte, als diese zu ihr kam.

Zuerst bewegte sich die Laterne, als hätte sie einen gewissen Schwung bekommen.

Dann glitt die Gestalt vor.

Lautlos wie ein Nebelstreif, unheimlich und gespenstisch im hellen Flur anzusehen.

Sheila hörte eine Stimme.

Krächzend und singend zugleich drang sie in ihr Bewußtsein, untermalt von einem häßlichen Kichern. Sie wartete darauf, etwas verstehen zu können, möglicherweise hatte die Geisterfrau eine Botschaft für sie, dann wurde sie von etwas Kaltem gestreift, das Sheila erschaudern ließ. Es war ein Totenhauch, ein Gruß aus dem Jenseits, der an ihr vorbeiglitt und dann verschwand.

Sehr langsam drehte sich Sheila Conolly um. Sie kam sich vor wie eine Gefangene, deren Träume Realität geworden waren. Sie schaute in die Richtung, wo sie diese geheimnisvolle Frau eigentlich hätte sehen müssen. Da war nichts mehr, nur die Wand mit dem Bild von Andy Warhol. War sie dort hineingetaucht?

Sheila konnte keine Antwort geben. Wie eine alte Frau schlich sie zurück in ihr Zimmer. Damit reagierte sie noch gefaßter, als viele andere es getan hätten. Sie schrie nicht, sie verlor nicht die Nerven, sie setzte sich auf die Bettkante und hatte den Eindruck nicht mehr in einer Puppenstube zu sein, sondern auf einer Insel zu stehen, die mitten im Jenseits lag, nur, daß sie eben eine normale menschliche Umgebung zeigte.

»Ich bin nicht verrückt!« flüsterte sie. »Ich habe mir die Person auch nicht eingebildet. Die hat es gegeben. Die ist mir entgegengeschwebt. Es gibt keine andere Lösung.« Ihre Hände sanken schlapp nach unten und blieben auf den Oberschenkeln liegen.

Zum erstenmal erwischte sie der Bann einer tiefen Angst. Auch Angst davor, in eine Falle gelockt worden zu sein. Das aber hätte zur Folge haben müssen, daß ihr jemand die Falle gestellt hatte, und da wiederum wäre nur eine Person in Frage gekommen.

Jolanda Norman!

Sie hatte Sheila die Einladung zukommen lassen, sich ihre neueste

Kollektion anzusehen. Aber war das überhaupt möglich? Sheila wollte einfach nicht daran glauben. Nein, keine Frau wie Jolanda.

Die steckte nicht mit schwarzmagischen Kräften unter einer Decke. Das war einfach nicht zu akzeptieren.

Im Gegensatz dazu standen die unheimlichen Vorfälle.

Einmal die Gestalt am Fenster, die einen imaginären Kopf auf Sheilas Wagen geworfen hatte. Dann das blutüberströmte Gesicht der Freundin, als wäre diese von zahlreichen Rasierklingen geschnitten worden. Und nun das persönliche Zusammentreffen zwischen Sheila Conolly und dieser geheimnisvollen Geisterfrau.

Sheila dachte darüber nach, ob es dieselbe Frau gewesen war, die sie am Fenster gesehen hatte. Sie holte sich das Bild noch einmal in die Erinnerung zurück und mußte sich eingestehen, daß die Entfernung beim erstenmal zu groß gewesen war, als daß sie hätte genau sagen können, die oder die war es.

Sie konnte es sein…

Sheila fror. Es lag nicht am Wetter. Eine innere Kälte ließ sie erschauern. Auch ihre Hände zitterten, und sie überlegte sich, in welch eine Falle sie wieder hineingeraten war.

In keine. Verdammt noch mal, ich bin in keine Falle hineingeraten! Kann ich denn nicht einmal etwas tun, ohne dabei an eine jenseitige Welt erinnert zu werden!

Wut stieg in ihr hoch und vertrieb zunächst einmal die Erinnerung an das Grauen.

Ruckartig stand sie auf. Sheila hatte beschlossen, sich nicht fertig machen zu lassen. Sie wollte nachfragen, sich den Problemen stellen und möglicherweise dagegen ankämpfen. Das hier war das Grauen pur gewesen, aber sie war nicht bereit, es hinzunehmen.

Natürlich dachte sie auch daran, ihren Mann Bill oder John Sinclair anzurufen. Erscheinungen und Vorgänge wie diese fielen in Sinclairs Metier, andererseits wollte sie davon Abstand nehmen und erst einmal abwarten, wie sich die Dinge entwickelten. Möglicherweise wußte auch Jolanda mehr darüber. Sie würde versuchen, ihre Freundin im Gespräch auf dieses Thema hinzuführen und unter Umständen mehr zu erfahren.

Sie stand auf.

Es war keine schwache Bewegung mehr, sondern eine ruckartige, und sie zeigte eine gewisse Energie, die in ihr steckte. Sheila war wieder okay, sie würde sich nicht mehr zurückziehen und all das tun, was sie sich vorgenommen hatte.

Sie stand unter der Dusche, und es passierte nichts. Später trocknete sie sich ab und zog die bereitgelegten Kleidungsstücke an. Dann ging sie in ihr Zimmer.

Das eine Fenster stand noch immer offen. Ein kühler Luftzug wehte

durch den Raum. Vielleicht kam er ihr auch nur deshalb kühl vor, weil sie noch durch das Duschbad erhitzt war.

Sheila ging auf das Fenster zu und schaute in den Garten. Plötzlich fröstelte sie. Zwar sah der Garten aus wie immer, aber die Frische war verschwunden. Das Grün sah nicht mehr so gesund aus, die Blumen wirkten so, als wäre ein Schatten über ihre Blüten gefallen und hätte die Farben verdunkelt.

»Hier geht etwas vor«, sagte sie leise. »Hier ist irgend etwas im Gange.«

Gern hätte sie schon jetzt eine Antwort auf bestimmte Fragen gewußt. Das aber war wohl kaum möglich. Es gab zwar keine konkreten Verdachtsmomente, ihrer Meinung nach schienen die Vorgänge nicht mit den Personen im Haus, sondern mit dem Gebäude selbst zusammenzuhängen. Sheila war bekannt, daß es alte, verfluchte Häuser gab. Schlösser und Landsitze, die von Geistern und Gespenstern heimgesucht wurden und unter den schrecklichen Taten ihrer Vergangenheit litten.

Eigentlich sahen diese Häuser anders aus. Zumeist waren sie verfallen und unbewohnt.

Dieses hier zeigte eine perfekte Renovierung und hatte praktisch eine neue Haut bekommen.

Und Jolanda wohnte hier.

Eine Person, die mit Geistern, Gespenstern oder Dämonen nichts am Hut hatte, die Sheila ausgelacht hatte, als sie früher auf dieses Thema zu sprechen gekommen war.

Nein, Jolanda konnte es nicht sein.

Oder doch?

Sheila war durcheinander, aber noch immer fest entschlossen, die Lösung zu finden.

Mit diesem Vorsatz verließ sie das Zimmer.

***

Wir hörten den Schrei, der sich in dem Wort Tod manifestierte, da aber waren wir bereits im Innern.

Wir hatten die Tür günstig und vor allen Dingen gemeinsam getroffen, denn sie wuchtete aus ihrer Verankerung und fiel nach innen.

Gleichzeitig kamen wir und hatten in diesem Augenblick das Glück der Tüchtigen.

Es lag am Blickwinkel, der es uns ermöglichte, dorthin zu schauen, wo sich das Drama abspielte.

Robby lag auf dem Rücken, den Hinterkopf gegen einen Strohballen gepreßt. Vor ihm kniete der Killer, den rechten Arm erhoben, die Hand zur Faust geballt, und aus ihr schaute die spitze Klinge eines

Stiletts hervor.

Wir mußten den noch lebenden Robby retten, deshalb mußten wir schießen, aber Elliot Bates regierte wie ein angeschlagenes Raubtier, das noch nichts von seiner ursprünglichen Kraft verloren hat.

Er warf sich zur Seite.

Sukos Beretta peitschte auf. Mein Freund traf nicht, denn er befand sich noch in einer zu schnellen Vorwärtsbewegung. Sein Geschoß hackte in irgendeinen Balken.

Auch ich stolperte mehr, als daß ich ging. Das sah auch der Killer. Er brüllte mich an und schleuderte seine Waffe.

Ich zuckte zur Seite.

Es war mein Glück, so daß mich die Klinge nicht voll erwischte. Die Klinge fetzte jedoch die Kleidung auf, rasierte über die Haut und hinterließ auf meinem Unterarm eine kleine Wunde.

Bates schrie, als er sah, daß ich seiner Waffe entwischt war. Er drehte sich.

Ich sah es im Fallen und landete hart auf meiner rechten Schulter. Die Tauben in ihren Verschlägen drehten fast durch. Da die kleinen Türen geschlossen waren, hatten sie kaum Platz und flatterten wild durcheinander.

Suko warf sich auf den Killer.

Bates verwandelte sich in eine Furie. Er ging meinen Freund ebenfalls an. Er geiferte, sein Gesicht war hochrot angelaufen. Etwas kippte von seinem Kopf, das aussah wie ein hoher Ring. Es landete in meiner Nähe. Ich ließ es liegen und kam auf die Beine.

Da säbelte Sukos Handkante gegen den Rücken des Killers. Bates keuchte. Er brach in die Knie.

Bevor Suko ihn bewußtlos schlagen konnte, umklammerte Bates die Beine des Inspektors und riß ihn um.

Suko krachte mit dem Rücken gegen einen Stützpfosten, der bedenklich wackelte.

Ich hörte Elliot Bates lachen, und er griff mit beiden Händen nach Sukos Waffe.

Mein Freund war für einen Moment benommen. Er hatte sich den Hinterkopf geprellt und hielt die Beretta nicht so fest, wie es eigentlich hätte sein müssen.

Bates bekam die Pistole.

Er hechtete nach vorn, einem der Fenster entgegen. Kaum hatte er den Boden erreicht, als er seine Beine anzog und sich herumdrehte, die Beretta im Anschlag.

Diesmal zielte er auf mich.

Ich dachte noch daran, warum Suko nicht den Stab genommen hatte, als ich in die Mündung schaute.

Meine Kugel war schneller.

Sie erwischte Elliot Bates, als er dabei war, sich aufzurichten. Das geweihte Silbergeschoß stieß ihn zurück. Er warf seine Arme in die Höhe, die Beutewaffe rutschte ihm aus der Hand und schlitterte unter einen der Taubenverschläge.

Bates blieb liegen.

Suko dagegen stand auf und strich über seinen Hinterkopf, wobei er leise fluchte.

»Man kann es sich auch schwermachen«, sagte ich ihm, als ich mit schußbereiter Pistole auf Elliot Bates zuging. Dieser Mann war ein brutaler Killer, doch in diesem Fall brauchte ich nichts mehr zu tun. Meine Kugel hatte ihn kampfunfähig gemacht.

Er war nicht tot, dafür schwer angeschossen. Die Kugel steckte irgendwo in seiner Brust.

Die Tauben schrieen und flatterten noch immer in ihren Verschlägen. Unter der Wucht des Aufpralls zitterten sie, hielten aber. Auf der Treppe draußen hörte ich die schweren Schritte. Die Kollegen kamen, und als ich Bates wieder anschaute, da sah ich das Grinsen auf seinem Gesicht, das sogar etwas Triumph zeigte.

Ich wartete noch immer neben ihm mit schußbereiter Waffe, während sich Suko um Robby kümmerte und den weinenden und unter Schock stehenden Jungen aus dem Raum führte.

Als die ersten Männer des Einsatzkommandos den Verschlag stürmten, rief ich ihnen zu, daß wir einen Arzt brauchten. Er war bereits unterwegs, zusammen mit zwei Helfern, die mit einer Trage kommen würden.

Ich kniete neben Bates nieder. Er schaute mich an. Bewußtlos war er nicht geworden. Die Kugel steckte in seinem Körper, was ihm kaum etwas auszumachen schien. Kalt grinste er mich an.

»Sie werden nie mehr rauskommen, Bates!« schrie ich. »Nie mehr, haben Sie verstanden?«

»Meinst du?«

»Ja.«

Er bewegte seinen Mund. Auf den Lippen lagen kleine Speichelbläschen.

»Hättest besser zielen sollen, Bulle, dann wäre ich tot gewesen. So aber lebe ich.«

»Das wird Ihnen kaum etwas nutzen.«

Er hustete. »Man kann nie wissen. Aber ich sage dir, Bulle, es wird dir noch schlecht gehen, verdammt schlecht sogar. Du hast Elliot Bates niedergeschossen. Niemand tut dies ungestraft. Meine Rache wird dich noch einholen.«

In seinen Augen stand dabei ein dermaßen kälter und haßerfüllter Ausdruck, daß ich mich sogar erschrak. Andererseits sagte ich mir, daß ich schon öfter derartige Versprechen gehört hatte und darauf

eigentlich nicht viel gab.

»Wir werden sehen, Bates.«

»Ja, das werden wir!«

Ich mußte Platz schaffen, weil sich der Arzt um den Angeschossenen kümmern wollte.

Zusammen mit Suko drückte ich mich in den Hintergrund des Dachaufbaues. Er sprach davon, daß sich Robby unter die Fittiche eines Psychologen begeben hatte. »Ein derartiger Experte ist bei den Einsätzen neuerdings immer dabei.«

Jemand hatte die Käfigtüren geöffnet und die Tauben freigelassen. Fluchtartig waren sie davongestoben. Ihr Gurren und Glucksen hörten wir nicht mehr.

Neben mir lag etwas. Ich bückte mich und erkannte den Gegenstand als den Ring, den Elliot auf seinem Kopf getragen hatte. Ich hob ihn auf. Als ich den rechten Arm ausstreckte, da merkte ich zum erstenmal richtig, wie stark die Wunde brannte.

Suko hatte mitbekommen, wie sich mein Gesicht verzog. »Du solltest dir vom Doc den Kratzer verarzten lassen.«

»Und was macht dein Kopf?«

»Ist noch da.«

Ich übergab Suko den Ring und suchte den Doc, der noch immer bei dem Verletzten stand. In seiner Nähe hielten sich die Träger auf. Im Moment hatten sie nichts zu tun. Mich sprach der Einsatzleiter an, ich wehrte ihn ab und vertröstete ihn auf später. Dann bat ich einen der beiden Weißkittel, sich meine Wunde aus der Nähe anzusehen.

Er verstand etwas von seinem Fach und war auch mit dem Nötigsten ausgerüstet. Einen Verband lehnte ich ab. Zwei große Pflaster taten es auch. Da ich gutes Heilfleisch hatte, würde ich den Kratzer in einigen Tagen nicht mehr spüren.

Das Stilett war bereits in einer Plastiktüte verschwunden. Auch wir machten der Spurensicherung Platz und verzogen uns nach draußen. Eine Etage tiefer hielt mich Suko am Ärmel fest. »Warte mal einen Augenblick, John.« Er schaute in den Treppenschacht hinein. Auf den Stufen hörten wir noch die Tritte der Kollegen, die nach unten liefen. Für sie war der Einsatz erledigt.

»Was ist denn?«

Suko hielt den Reif hoch. »Ich möchte, daß du ihn dir genauer anschaust, Alter. Den werden wir keinesfalls abgeben, das mal vorweg gesagt.«

»Was ist denn mit ihm?«

»Sieh ihn dir an.«

Ich hob die Schultern und nahm ihn unter meine genaue Augenkontrolle. Es war kein Ring, sondern eine Krone aus Metall, aber es war nicht die Krone der Ninja, die Yakup besaß.

Dennoch unterschied sie sich von einer normalen, denn dieser gezackte Rand wurde an der Vorderseite von einem bestimmten Abbild unterbrochen, das ebenfalls aus Metall gefertigt war und sich nahtlos in das Gefüge einbrachte.

Zuerst hielt ich es für ein Dreieck. Als ich jedoch genauer hinschaute, wurde mein Blick starr. Das war kein normales Dreieck, sondern die dreieckige Fratze des Teufels. Da war die hohe Stirn, die knochige Nase, das breite Maul, überhaupt all das Bösartige, was von der Fratze des Höllenherrschers ausströmte.

Ich runzelte die Stirn, bevor ich Suko anschaute. Mein Freund hob die Hände. »Ich sage nichts, John, mach du dir am besten deine eigenen Gedanken.«

»Was meinst du, was ich tue.«

»Was ist dabei herausgekommen?«

Ich drehte die Krone in den Händen, bis sich die Krone wieder an der Vorderseite befand. »Bates scheint es mit dem Teufel gehabt zu haben«, murmelte ich. »Und er ist derjenige, der noch immer auf ihn vertraut. Deshalb auch sein Haß und sein Mut, den er mir trotz der Verletzung entgegenstrahlte. Er rechnet sich etwas aus.«

»Das ist ein Fall für uns.«

»Denke ich auch.«

Sie transportierten Elliot Bates an uns vorbei. Der Killer war nicht bewußtlos. Er hing am Tropf. Als er uns entdeckte, lachte er auf. Es war ein böser Laut, der da aus seinem Mund drang und wie ein Versprechen klang. »Ich schenke sie euch«, sagte er noch. »Ja, ich schenke sie euch, damit ihr eine gute Höllenfahrt habt.« Er schrie so laut auf, daß wir eine Gänsehaut bekamen. Sein Schreien ging über in ein schauriges Lachen, das erst unten verstummte.

Suko klopfte mit dem Finger gegen das Metall. »Ich schätze, John, das dies so etwas wie ein Anfang ist.«

»Für was?«

»Für einen neuen Fall. Mir gefällt diese Höllenkrone ganz und gar nicht.«

»Wir werden Bates wohl noch befragen müssen.«

»Einen Schwerverletzten?«

Ich wiegte einige Male den Kopf. »Normalerweise hätte er das sein müssen, doch bei ihm bin ich mir nicht mehr sicher. Ich habe genügend verletzte Personen kennengelernt, Suko. Sie alle haben anders reagiert als er. Bates kommt mir vor, als hätte er die Kugel einfach weggesteckt. Ich werde die Kollegen informieren, daß sie ihn besonders unter Kontrolle halten.«

»Haben Sie jetzt Zeit?« Ein Mann in schußsicherer Weste und mit einem Barret auf dem Kopf stand vor uns. Er war der Chef der Einsatztruppe und brauchte gewisse Aussagen.

»Ja«, sagte ich, »einige Minuten schon, aber viel gibt es nicht zu sagen. Sie kennen uns natürlich.«

»Das versteht sich.«

»Wir sind der Ansicht, daß sich dieser Fall in unsere Richtung hin entwickelt, deshalb werden wir ihm nachgehen.«

»Das ist mir sogar lieb.« Er grinste mit schmalen Lippen. Die Haut in seinem Gesicht sah aus wie gegerbt. »Ich brauche trotzdem Ihre Aussagen für einen Bericht.«

»Die bekommen Sie.«

»Wann?«

»Heute noch.«

»Da wäre eine Sache, über die ich gern mit Ihnen sprechen würde«, sagte Suko. »Bates ist gefährlich. Sie sollten veranlassen, daß er nach der Operation in ein Zimmer verlegt wird, aus dem er nicht fliehen kann.«

»Trauen Sie ihm das denn zu? Hören Sie, ich kenne Leute, die angeschossen wurden. Die sind erst mal für einige Tage fertig und von der Rolle. Da übertreiben Sie…«

»Sie können Bates nicht mit diesen speziellen Leuten vergleichen«, erwiderte Suko. »Wir haben unsere Gründe.«

Der Mann traute meinem Freund nicht so recht, deshalb wandte er sich an mich. »Stimmt das?«

»Darauf können Sie sich verlassen.«

»Nun ja, das werden Sie ja auf Ihre Kappe nehmen.«

Ihm fiel die Krone auf. »Was halten Sie da in der Hand.«

»Eine Krone.«

»Aha.«

»Wir sind nämlich die Kings«, erklärte Suko.

Der Typ schüttelte den Kopf. Er fühlte sich leicht auf den Arm genommen, drehte sich um und ging.

»Den wären wir los«, sagte Suko. »Stimmt. Und einen neuen Fall haben wir am Hals.«

Suko widersprach nicht.

***

Sheila hatte hin und her überlegt. Sie war zu dem Entschluß gekommen, sich nichts anmerken zu lassen und Jolanda kein Wort von ihren Erlebnissen zu sagen. Sie wollte die Freundin nicht beunruhigen. Nach wie vor ging sie davon aus, daß die Mode-Designerin ahnungslos war und nicht einmal den Hauch eines Verdachts hatte.

Als Sheila die Treppe hinter sich gelassen hatte, hörte sie Jolandas Stimme. Die Frau telefonierte noch immer. Sie befand sich in ihrem Arbeitsraum, und was sie sagte, klang nicht gerade freundlich, sondern hektisch und leicht ärgerlich.

Mode sah nur nach außen hin schön aus. Sheila wußte, wieviel Arbeit und Aufregung dahinter steckte, bis eine Kollektion stand. Das war schon der blanke Wahnsinn.

Sie blieb im Flur stehen. Durch ein Fenster fiel warmes Sonnenlicht. Es hüllte Sheilas Haar in eine goldene Aura, die Sheila aussehen ließ wie eine kleine Königin. Das Sonnenlicht war so stark, daß es die Konturen des Flurs aufzulösen schien und ihr der Untergrund vorkam wie strahlendes Fließwasser.

Es war eine helle Welt, sie aber hatte es vor kurzem noch mit finsteren Kräften zu tun gehabt, und sie konnte sich einfach nicht vorstellen, daß sie von diesem Haus Besitz ergriffen hatten. Sheila wollte zwar nicht stören, sie betrat trotzdem das Atelier, wo sie eine kühlere Luft umwehte.

Jolanda hatte sie nicht hereinkommen gehört. Die Freundin hockte auf einem klobigen Sitzkissen und hielt das tragbare Telefon gegen ihr rechtes Ohr gedrückt. Bei ihr traf der Vergleich zu, daß sie mit Händen und Füßen redete. Sie war immer in Bewegung.

Sheila suchte sich einen Platz. Der Klappstuhl stand bereit. Nicht weit davon entfernt hatte Jolanda ein Stück Tisch freigeräumt und Platz für die Kaffeekanne, die Tassen und den kleinen Imbiß geschaffen. Auf zwei Tellern lagen mit Kalbfleisch bedeckte Toastschnitten. Daneben einige Spargelspitzen.

»Ja, ja«, sagte sie und wühlte wieder ihr Haar auf. »Sie bekommen die Kollektion pünktlich. Sie können sich darauf verlassen, daß sie Anfang August in Ihrem Geschäft ist. Das wird für den Winter hoffentlich reichen, denke ich.«

Sie hörte die Antwort, und Sheila vernahm nur eine schnell sprechende Stimme mit schrillem Klang. Schließlich beendete Jolanda das Telefonat mit einem knappen Satz, ließ die Arme sinken, drückte den Oberkörper zurück und atmete stöhnend auf.

»Dieser komische Kerl geht mir auf den Wecker. Der hat aus Blackpool angerufen, will die gesamte Kollektion haben. Im Sommer hat er probiert und den Laden beinahe leerlaufen lassen, was meine Kreationen angeht. Jetzt braucht er die doppelte Menge für den Winter.«

»Freu dich doch.«

»Tu ich auch.« Jolanda schwang sich in die Höhe. »Aber ohne Streß und Aufregung geht es eben nicht.«

»Das gehört zum Geschäft.«

»Klar, als Außenstehender kann man das immer leicht sagen.« Sie lachte und wuschelte durch Sheilas Haare. »Du riechst, als hättest du eine Dusche oder ein Bad genommen.«

»Es war eine Dusche.«

»Die kann ich auch gebrauchen, aber später.« Sie deutete auf die

kleine Mahlzeit. »Ist es dir recht?«

»Und ob.«

»Dann laß uns essen.«

Sheila schenkte den Kaffee ein, während Jolanda die Namen der Modells aufzählte, die sie am nächsten Tag erwartete.

Als Sheila das hörte, konnte sie ein leichtes Zittern ihrer Hand nicht vermeiden. Wenn sich mehrere Personen in diesem Haus aufhielten, waren sie für das Gespenst eine ideale Beute.

»Hast du was?« fragte Jolanda, die das Zittern bemerkt hatte. »Außerdem bist du ziemlich blaß.«

»Ich bin etwas nervös.«

Jolanda lachte. »Warum? Hier ist es doch herrlich. Oder vermißt du deine Familie?«

Sheila war über die Brücke froh, die man ihr unfreiwillig gebaut hatte. »Das wird es wohl sein.«

»Hör auf, Mädchen. Du mußt auch mal zu dir selbst finden und nicht nur immer an die anderen denken, meine ich.«

»Wenn man Familie hat, ist das so.«

»Macht sie dich glücklich?«

»Sie ist jetzt mein Leben.«

Jolanda Norman trank einen Schluck Kaffee, aß zwei Spargelspitzen und verlor einen Teil ihrer Unbekümmertheit. »Ja, Sheila, ich kann dich sogar verstehen. Ich habe den Eindruck, daß es mir hin und wieder ähnlich ergeht?«

»Dir?«

»Frag nicht so erstaunt. Wir können hier über die Emanzipation reden oder über das Thema *Frauen an die Macht*, aber wenn man allein ist, sehnt man sich hin und wieder nach einer Schulter, gegen die man sich lehnen kann. Das ist nicht nur ein Problem der Frauen, viele Männer denken ebenso.«

Sheila hatte in das Sandwich gebissen, aß erst ihren Mund leer und konnte danach die Worte der Freundin nur bestätigen. »Aber es liegt doch an dir, jemand zu finden.«

Jolanda, die auf dem Tisch saß und die Beine baumeln ließ, nickte. »Da hast du recht. Doch ehrlich gesagt, finde mal jemand, der zu dir paßt, der diesen Streß und meine Launen erträgt. Das wird nicht ganz einfach sein, meine Liebe.«

»Meinst du?«

»Und ob ich das meine. Ich habe es ja versucht.« Sie hob die Schultern und winkte gleichzeitig ab.

»Der Typ taugte nichts. Er wollte sich nur in ein gemachtes Bett setzen, und dafür bin ich mir zu schade. Wärst du doch auch - oder?«

»Und ob.«

»Bei euch klappte es gut?«

»Im Prinzip schon.« Sheila pickte eine grüne Spargelspitze auf die Gabel und zerkaute das Stück dann. »Bis eben auf die üblichen Reibereien, aber die gehören bei einer gesunden Partnerschaft dazu. Es kann einfach nicht alles glattgehen.«

Jolanda nickte. »Da gebe ich dir voll und ganz recht. Aber genau das ist auch mein Problem.«

»Inwiefern?«

»Ich kann keinen Streit gebrauchen, Sheila. So etwas bringt mich aus dem Rhythmus. Ich muß meinen Kopf für neue Ideen freihaben, da stören mich eben die profanen Dinge. Dann hätte ich mich auch in irgendein Büro setzen und einen stinknormalen Beruf ergreifen können. Wenn es klappt, ist es ja super…«

»Und wenn es nicht klappt?« fragte Sheila sehr vorsichtig.

Jolanda senkte den Kopf und lachte scharf auf. »Davor habe ich Angst. Bisher hat es ja immer geklappt, aber was wird in zwei, drei Jahren sein? Ich weiß es nicht.« Sie tippte sich selbst gegen die Brust. »Ich weiß gar nichts mehr. Ich kann eigentlich nur hoffen, daß gewisse Rückschläge nicht eintreten oder sich so lange wie möglich verzögern. Zunächst aber muß ich powern und das nicht zu knapp.«

»Verstehe.«

Jolanda schaute die Freundin an. »Aber du beneidest mich nicht um meinen Job?«

Sheila ließ das letzte Stück Spargel in ihrem Mund verschwinden. »Nein, ich beneide dich nicht, Jolanda, überhaupt nicht. Und ich bin auch froh, nicht in das Geschäft eingestiegen zu sein. Da wäre mein Sohn doch zu kurz gekommen. Mit Bill hätte ich mich schon arrangiert, aber nicht mit Johnny.«

»Klar, aus deiner Sicht hast du recht. Trotzdem frage ich noch einmal. Wärst du auch nicht als meine Partnerin eingestiegen?«

Sheila lächelte schmal. »Sollte das ein Angebot gewesen sein, liebe Jolanda?«

»Möglich.« Sie zog ein Bein an und spannte das Knie mit beiden Händen. »Ich jedenfalls würde mich sicherer fühlen.«

Sheilas Lächeln blieb. Während der nächsten Worte verengte sie leicht die Augen. »Jetzt verstehe ich den Hintersinn deiner Einladung. Du möchtest mich heiß auf einen neuen Einstieg machen.«

»Das habe ich nicht gesagt.« Jolanda sprach zu entrüstet, um ehrlich zu wirken.

»Aber gedacht. Dort.« Sheila tippte gegen ihren Hinterkopf. Sie freute sich darüber, wie die Freundin errötete.

»Das eher«, gab sie zu.

»Nein.«

Jolanda rutschte von der Tischkante. »Sag es nicht, warte den morgigen Tag ab. Auch den nächsten. Danach frage ich dich noch

einmal. Ich bin beinahe sicher, daß du Blut geleckt hast.«

»Man kann sich auch irren.«

»Ich setze dagegen.« Sie streckte ihre Hand aus, aber Sheila schlug nicht ein.

»Komm, sei kein Frosch.«

»Nein!«

Die Modefrau lachte. »Noch ist nicht aller Tage Abend. Du weißt, daß ich sehr zäh sein kann.«

»Das ist mir bekannt.«

»Dann werde ich mal duschen.« Jolanda atmete tief durch und drehte sich um. Sie gab sich schlapper, als sie war. »Wenn das Telefon klingelt«, sagte sie mit leiser Stimme, die sie ihren müden Gehbewegungen angepaßt hatte, »Kannst du was für mich regeln.«

»Und was, bitte sehr?«

»In meinem Sinne.«

Sheila schüttelte den Kopf. »Du bist mir vielleicht eine Ulknudel. Ich verstehe dich nicht. Aber mal etwas anderes, das ich dich fragen wollte.«

»Ich lausche.«

»Mir geht es hier um das Haus. Wie hieß die Frau noch, von der du es gekauft hast?«

»Ich habe es nicht von ihr gekauft«, korrigierte Jolanda, »sondern von einem Makler.«

»Pardon, aber du kennst den Namen der Vorbesitzerin.«

»Ja, sie heißt Lady Bancroft.«

»Aha.«

»Warum fragst du?«

»Mich interessiert das eben. Kennst du sie eigentlich persönlich? Was war sie für ein Typ?«

Jolanda hob die Schultern. »Schwer zu sagen, wirklich. Das heißt, ich habe sie nicht einmal zu Gesicht bekommen, davon mal ganz abgesehen.«

»Hast du auch nichts über sie gehört?«

»Wie meinst du das?«

»Wovon sie lebte, zum Beispiel.«

»Sie hatte wohl ein kleines Vermögen, das sich gut verzinste. Mehr weiß ich auch nicht.«

»Hatte sie denn Hobbys?«

»Sag mal.« Jolanda räusperte sich. »Hat sich dein Leben in den letzten Jahren verändert? Bist du zu einer Detektivin geworden, zu einer Polizistin? Jedenfalls fragst du so. Ich kann dir da wirklich keine Antworten geben, Sheila. Außerdem - welche Hobbys sollte eine fast achtzigjährige Frau schon gehabt haben, so alt ist sie nämlich.«

»Manche sind noch rüstig.«

»Kann sein, aber…«, Jolanda hob die Schultern. »Ich weiß jedenfalls nichts von ihren Hobbys oder Vorlieben, wenn du darauf hinauswillst. Ich gehe jetzt duschen. Da kommen mir sowieso die besten Ideen. Vielleicht fällt mir noch etwas zu dem Thema ein.«

Sheila fühlte Jolandes skeptischen und auch forschenden Blick auf sich gerichtet, und sie wußte, daß sie ein gewisses Mißtrauen bei ihrer Freundin geschaffen hatte. Die aber fragte nichts mehr, winkte noch kurz und ging duschen.

Sheila blieb zurück. Allein und gedankenschwer. Trotz ihrer Fragen hatte sie keine Antworten bekommen. Sie war so schlau wie zuvor. Jolanda wußte nichts über Lady Bancroft.

Sie blies eine Haarsträhne aus der Stirn und rutschte von der Tischkante. Mit einem frischen Kaffee in der Tasse durchschritt sie das Atelier und war tief in ihre eigenen Gedanken versunken. Immer wieder runzelte sie die Stirn, vergegenwärtigte sich noch einmal die ungewöhnliche Vorgänge und war diesmal nicht mehr der Meinung, daß sie sich diese eingebildet hatte.

Plötzlich mochte sie die Luft im Raum nicht mehr. Sie roch irgendwie feucht, nach Dampf und Bügelstärke. Durch das Fenster fiel ihr Blick in den hinteren Garten, und der lockte sie plötzlich.

Sheila traf rasch eine Entscheidung. Sie stellte die leere Tasse zur Seite und ging zur Tür. Es war die hintere, mit der der Flur abschloß. In den Angeln hörte sie ein rostiges Knirschen, als sie die Tür aufzog und von der warmen Luft angeweht wurde. Im Hintergrund vernahm sie noch das Rauschen der Dusche, untermalt von Musikklängen. Klassik à la Mozart, nur modern arrangiert.

Auf den Steinen des schmalen Plattenwegs hatte sich eine grüne Schicht gebildet. Bei feuchten Wetter war der Weg sicherlich eine Rutschbahn, so aber konnte sie völlig normal weitergehen und roch auch den Duft der blühenden Kirschbäume, der sich mit denen der Sommerblumen vereinigte.

Den ersten Eindruck sah Sheila bestätigt. Dieser Garten wirkte längst nicht so gepflegt wie der an der Vorderseite des Hauses. Hier wuchs das Unkraut oft höher als die Blumen, und der leichte Wind strich darüber hinweg, als wollte er die Gräser kämmen.

Im Schatten der Hecke war es kühler und auch etwas feuchter. Sie geriet nicht in deren Nähe, und als sie etwa die Mitte des Gartens erreicht hatte, blieb sie stehen und drehte sich um.

Ihr Blick wanderte an der Rückseite des Hauses entlang. Auch dort war renoviert worden. Die Fensterrahmen zeigten einen hellen Anstrich. Ein Sandstrahlgebläse mußte die Fassade gereinigt haben, denn an den Außenmauern klebte kaum Schmutz.

Auch das Dach war an verschiedenen Stellen ausgebessert worden. Da schimmerten die neuen, roten Pfannen sichtbar durch. Das hatte

ein Heidengeld gekostet, aber wenn sich ein Mensch irgendwo wohl fühlte, war kein Preis zu hoch.

Es wirkte alles wunderbar behaglich, fast wie ein Stück aus dem Kuchen der heilen Welt.

Wie kommt es dann, daß ich mich trotzdem nicht gerade glücklich fühle? fragte sich Sheila.

Es war kein Gefühl der Gefahr, sie hatte ein gewisses Unbehagen beschlichen, und das war dabei, sich zu verstärken. Es kroch in sie hinein, es ergriff von ihr Besitz, so daß sie innerlich eine gewisse seelische Kälte spürte.

Sie drehte sich um.

Es war nichts zu sehen. Ihr schnelles klopfendes Herz beruhigte sich wieder. Sheila hatte schon befürchtet, dieser schrecklichen Geisterfrau gegenüberzustehen. Das war glücklicherweise nicht eingetreten, und sie atmete erleichtert auf.

Ohne es eigentlich zu wollen, lenkte sie ihre Schritte tiefer in den Garten hinein. Für einen Beobachter hätte sie gewirkt wie eine Frau, die sich treiben ließ. In der Tat war dies so. Sie trieb einfach dahin. Trotzdem gab es da eine Kraft, die sie leitete und Sheila auf den richtigen Weg brachte.

Es war der Weg zum Gartenhaus.

Unter ihren Schuhen spürte sie jetzt Erde, denn der Plattenweg hatte mitten im Gelände aufgehört.

Er war versickert wie Wasser. Die Erde war weich, ein Vergleich mit frischer Graberde kam ihr in den Sinn, und Sheila bekam eine Gänsehaut.

Sie setzte ihren Weg trotzdem fort, und ihr nach vorn gerichteter Blick traf auch ein Ziel.

Es war das Gartenhaus!

Warum gerade dieses Haus?

Sie wußte es nicht, ließ es allerdings auch nicht aus den Augen und ging einfach weiter.

Dieser Schuppen war aus Brettern ziemlich windschief zusammengenagelt und würde einen echten Sturm kaum überstehen.

Und doch ging von ihm etwas aus, dem sich Sheila nicht entziehen konnte. Es war wie ein Bann, der sich in eine magnetische Strahlung verwandelt hatte und sie nicht aus ihren Klauen ließ.

Schritt für Schritt näherte sie sich dem Haus.

Längst waren ihre Schuhe schmutzig, doch darauf achtete sie nicht weiter. Sheila wollte sich den hölzernen Geräteschuppen einfach aus der Nähe anschauen. Schon jetzt erkannte sie die Ritzen zwischen den braunen Latten und auch eine schief in den Angeln hängende Tür, die so aussah, als würde sie jeden Moment zusammenkippen.

Ein Eichhörnchen huschte so schnell an Sheila vorbei, daß sie

erschrak. Dann lächelte sie, als das kleine Tier mit dem buschigen Schwanz in der Hecke verschwand.

Sie war es auch, die das Gartenhaus mit ihrem finsteren Schatten umhüllte. Er hatte sich wie ein Tuch über den Schuppen gelegt. Der dunkle Anstrich trug zudem dazu bei, daß es noch düsterer wirkte, als es tatsächlich war.

Einmal schaute Sheila zurück.

Die Rückseite des Hauses flimmerte vor ihren Augen. Zwischen ihr und der Fassade schien sich ein Schleier aufgebaut zu haben, in dem unzählige Kristalle funkelten und tanzten.

Das war verrückt…

Sie wischte über ihre Augen, aber das Bild blieb. Es verstärkte sich sogar, und Sheila überkam der Eindruck, als würde das Haus in den Dunst hineintauchen und sich gleichzeitig immer weiter von ihr entfernen.

Sie drehte sich wieder um.

Den Schuppen sah sie überaus klar, erkannte sogar zahlreiche Einzelheiten.

Oder war es eine Täuschung, weil sie das andere Bild nur so verschwommen gesehen hatte?

Noch einmal drückte sich der gesunde Menschenverstand in ihr hoch. Er sagte ihr, von dem Schuppen fernzubleiben, aber sie ging trotzdem weiter.

Die andere Kraft war stärker…

Es raschelte, als sie durch das Gras schlich. Jetzt sah sie, daß auch dorniges und fremdes Gestrüpp in die Hecke hineingewachsen war.

Der Wind war kühler geworden. Er strich wie mit kalten Fingern durch ihr Gesicht, wobei sich Sheila fragte, ob sie sich das nicht auch einbildete.

Noch zwei Schritte, dann stand sie so nahe vor der Tür, daß sie die angerostete Klinke greifen konnte. Noch zögerte sie, die Hand darauf zu legen, aber eine unsichtbare Kraft war damit beschäftigt, sie zu führen und gegen ihren Arm zu drücken.

Sie bewegte die Klinke nach unten.

Es erklang dabei ein Geräusch, das sich anhörte wie von einer Knochenmühle produziert.

Sheila schluckte. Auf ihrem Rücken bildete sich eine Gänsehaut. Noch war die Chance zur Umkehr vorhanden, die blonde Frau nahm diese nicht wahr.

Sie zog an der windschiefen Tür und wunderte sich darüber, wie leicht sie letztendlich zu öffnen war.

Wie für sie geschaffen…

Tu's nicht! schrie die innere Stimme.

Sheila überhörte sie.

In der folgenden Sekunde betrat sie das kleine Gartenhaus wie jemand, der freiwillig in seine eigene Gruft schreitet…

***

Wir saßen da, wo ich an sich nicht gern saß, und zwar in meinem Büro. Suko hockte mir gegenüber, und zwicken uns standen zwei Tassen. Eine mit Tee gefüllt, die andere mit Kaffee, die war für mich.

Glenda hatte sich wieder einmal übertroffen.

Und noch etwas lag zwischen uns.

Es war die Teufelskrone!

Da wir beide einen gewissen Hunger verspürten, hatten wir Glenda gebeten, uns etwas zu besorgen.

Unser Italiener war nicht weit entfernt, und Glenda wußte auch, was uns guttat. Sie war wie eine Mutter zu ihren Kindern.

Als sie zurückkehrte, umwehte sie ein Hauch frischer Baguettes. »Ich habe auf ein Essen verzichtet«, erklärte sie uns und wünschte einen guten Hunger. Dann verschwand sie rasch aus dem Büro.

Wahrscheinlich deshalb, weil sie nicht auch noch in Versuchung geraten wollte.

Zwei Baguettes.

Beide ziemlich groß, und beide belegt mit einer italienischen Salami, die wir so gern mochten. Man kannte uns ja, und der Koch, der sonst keine Appetithappen verkaufte, hatte es besonders gut mit uns gemeint und die Hälfte doppelt belegt. Das übliche Salatblatt, in diesem Fall waren es zwei Blätter, fehlte auch nicht, und alles, sogar das »Grünzeug« schmeckte frisch.

»Ist das bereits unser Abendessen?« fragte Suko mampfend.

»Wie kommst du darauf?«

»Mein Gefühl.«

Ich klaubte Krümel von meinen Lippen. »Was sagt denn dein berühmtes Gefühl?«

»Daß wir möglicherweise am Abend beschäftigt sein werden.«

»Wie schön. Und wie?«

»Bestimmt nicht zum Vergnügen.«

»Dann gibt es nur eines: Elliot Bates.«

»Richtig.«

»Der aber liegt auf dem Operationstisch.«

Suko wollte den Einwand nicht gelten lassen. Er gab einen stummen Protest, indem er gegen die Eisenkrone schielte. »Ich weiß nicht, John, aber wir sollten auf dieses Ding schon ein gewisses Auge haben, finde ich.«

»Warum?«

»Wer trägt schon eine Krone mit einer Teufelsfratze im Zackenrand? Doch nur einer, der sich etwas davon verspricht.«

»Jedenfalls ist sie nicht magisch aufgeladen«, gab ich zu bedenken. »Sie hat dem Kontakt mit meinem Kreuz nicht nur widerstanden, sie hat überhaupt nicht reagiert, obwohl wir beide damit rechneten, daß sie zusammenschmelzen würde. Aber das geschah nicht.«

»Du bist nicht er.«

»Was heißt das?«

Suko trank Tee und tippte die Krone an. »Meiner Ansicht nach kommt es einzig und allein darauf an, wer sich dieses Ding auf den Kopf stülpt. Bei uns wird es keine Wirkung haben, bei diesem Killer aber bin ich mir nicht sicher.«

»Dabei bleibst du?«

»Ja.«

»Wie willst du es herausfinden?«

Suko verzog die Lippen. »Das weißt du doch ebenso wie ich, John. Wir brauchen nur zu Bates zu gehen und mit ihm über die Krone reden. Dann werden wir schon merken, daß…«

»Zu einem Schwerverletzten?«

»Ich glaube nicht so recht daran, John. Ich habe vielmehr den Eindruck, daß er einen Schutzengel gehabt hat.«

»Es war eine geweihte Silberkugel, mein Freund. Wäre er mit dem Teufel eine Verbindung eingegangen, dann…«

»Vorsicht.« Suko hob einen Finger. »Es ist kein Dämon, John, sondern ein Mensch.«

»Stimmt.«

»Und Menschen reagieren nicht auf geweihte Waffen, aber wenn sie sich mit dem Teufel verbündet haben.«

Ich schob mir den Rest der Mahlzeit in den Mund, kaute langsam und dachte über Sukos Worte nach, die man nicht von der Hand weisen konnte. Wir hatten es hier nicht nur mit einem gemeingefährlichen Killer zu tun, sondern auch mit einer außergewöhnlichen Person, die sich auf eine Teufelskrone verlassen hatte.

»Man müßte herausfinden, wer sie ihm gegeben hat«, unterbrach Suko meine Gedanken.

»Das kann nur er uns sagen.«

»Deshalb möchte ich auch zu ihm.«

»Wann? heute noch?«

Suko nickte. »Ja, John. Ich weiß nicht, was mit mir los ist, aber ich habe den Eindruck, daß wir hier, während wir hier sitzen, Zeit verlieren.«

»Einverstanden, Alter. Laß uns fahren. Weißt du, in welch einem Krankenhaus man ihn untergebracht hat?«

»Es ist der Privatbau.«

»Stimmt, hatte ich vergessen.«

Den Begriff Privatbau hatten wir uns eingetrichtert, denn es gab

Personen, die nicht in öffentliche Krankenhäuser gelegt werden sollten, wenn sie behandelt wurden. Dazu gehörten Terroristen und auch gefährliche Killer wie Bates.

Ich stand auf und griff nach der Jacke. Da ich den rechten Arm bewegt hatte, spürte ich wieder die Schmerzen in der oberen Hälfte, die bis hinein in die Schulter strahlten.

Im Vorzimmer bekam Glenda einen roten Kopf, als wir so plötzlich auftauchten und sie beim Essen erwischten. Sie hatte sich Raviolis mitgebracht und hörte unser synchron klingendes Lachen.

»Verflixt, ihr seid gemein. Gönnt mir auch mal etwas.«

»Das tun wir ja.«

»Bei euch muß man ja alles heimlich machen«, beschwerte sich das gute Kind.

Ich fing an, ein Lied zu summen und machte mir dazu meinen eigenen Text. »Ich will abnehmen, ich bin viel zu dick, ich werde noch zur Tonne…«

Glenda streckte mir die Zunge heraus. Wütend konnte sie aber nicht sein, denn sie mußte lachen.

Suko erklärte ihr, wo wir zu finden waren, und sie nahm es nickend zur Kenntnis.

An der Tür drehte ich noch einmal den Kopf. Mein Oberkörper befand sich schon im Gang. »Was sollen wir dir denn zu essen mitbringen, wenn wir zurückkehren?«

Glenda Perkins holte schnaufend durch die Nase Luft. Ihre Blicke verwandelten sich in Dolche, und ich zog es vor, so schnell wie möglich die Tür zu schließen.

»Irgendwann bringt sie dich noch um«, sagte Suko.

»Das hoffe ich nicht.«

»Und zwar mit einem Schaschlikstab.«

»Ohne Fleisch daran?«

»Sicher. Das mußt du zuvor essen. Vielleicht hatte sie es auch vergiftet.«

»Bei deiner Phantasie solltest du Schriftsteller werden«, sagte ich. Es war der letzte Satz, bevor wir in den Lift stiegen, der uns nach unten brachte.

Dieses Krankenhaus, von dem wir gesprochen hatten, war der Allgemeinheit nicht bekannt und auch nicht zugänglich. Es versteckte sich in einem kleinen Park, in dem die Bäume so dicht wuchsen, daß das Gebäude dahinter verschwand.

Als Sicherheit diente zudem ein hoher Zaun, hinter dem stets zwei Posten patrouillierten.

Angemeldet hatten wir uns nicht, aber unsere Sonderausweise öffneten uns das Tor. Auch unsere Waffen durften wir behalten, und an der nächsten Kontrolle - sie befand sich bereits im Innern des

Gebäudes - mußten wir Formulare ausfüllen. Auch hier gab es einen Sicherheitschef, der sich uns als Mr. Morris vorstellte, als er uns begrüßte.

Morris war klein und drahtig. Sein dunkles Haar trug er gescheitelt. Sein linkes Auge bestand aus Glas, und um das künstliche Auge herum verteilten sich zahlreiche Narben. Sie sahen aus wie ein Kranz aus Falten. Er trug einen dunklen Anzug. Das Jackett war weit geschnitten. Es konnte sogar mehr als eine Waffe verbergen.

»Sind Sie über Elliot Bates informiert?« fragte ich ihn, als wir zu einer Sitzgruppe schlenderten.

»Das kann man wohl sagen.«

»Dann werden Sie auch wissen, wie es dem Patienten geht, Mr. Morris«, sagte Suko.

»Weiß ich.«

»Und?«

»Es geht ihm blendend.«

Diese Antwort warf uns zwar nicht aus den Schuhen, überrascht waren wir trotzdem.

Ich fragte noch einmal nach. »Blendend also?«

»Ja, jeder wundert sich. Man hat die Silberkugel aus seinem Körper herausgeholt, und er ist wieder völlig gesund. Er fühlt sich gut wie immer. Er hängt nicht am Tropf. Für die Ärzte ist er ein Rätsel. Sie haben von einem außergewöhnlichen Heilfleisch gesprochen, aber das will so recht keiner glauben. Sie stehen da eher vor einem Phänomen und haben sogar darüber diskutiert, ob sie sich nicht mit Ihnen beiden in Verbindung setzen sollten.«

»Wo finden wir den Arzt?« fragte Suko.

»Ich wollte Sie gerade zu ihm führen.«

»Tun Sie das!«

Wir waren von Morris' Eröffnung dermaßen überrascht, daß wir beide schwiegen und auch im Lift kein Wort miteinander redeten. Was wir befürchtet hatten, war eingetreten. Dieser Elliot Bates bereitete uns einige Probleme.

Der Lift hielt im zweiten Stock, wo wir einen Bereich der Ruhe betraten.

Es gab keine Hektik wie in vielen normalen Krankenhäusern. Dieses Haus hatte Atmosphäre.

Der Chef des OP-Teams hockte in einem kleinen Büro, das nicht nur alte Akten enthielt, sondern auch helle Möbel, die dem Raum eine freundliche Note verliehen.

Morris merkte, daß er nicht mehr gebraucht wurde und verabschiedete sich von uns.

Der Arzt erhob sich hinter seinem Schreibtisch, stellte sich als Dr. Quinlay vor, hörte auch unsere Namen und wirkte erleichtert,

nachdem wir uns gesetzt hatten.
»Es ist gut, daß Sie gekommen sind.«
»Wieso?« fragte ich.
Dr. Quinlay nahm seine dunkle Brille ab und strich über das wellige Braunhaar. »Tja, wie soll ich sagen, Gentlemen? Ich habe mich über Sie erkundigt, und dabei ist mir aufgefallen, daß Sie sich mit außergewöhnlichen Fällen beschäftigen, die eigentlich den Horizont eines real denkenden Normalbürgers, wie ich es einer bin, übersteigen.«
»So sehen wir das nicht.«
»Kann ich mir denken.«
Suko schaute auf die Krone, als er fragte: »Wir entnahmen einigen Andeutungen, daß Sie dieser Patient überrascht hat, Doktor.«
»Das können Sie wohl sagen.«
»Und wie hat er Sie überrascht?«
Dr. Quinlay lachte. »Meine Herren, dieser Mann hatte eine Schußwunde. Die Kugel steckte in seiner Brust, zwar ziemlich hoch, aber immerhin. Ich möchte Sie nicht mit medizinischen Statements langweilen, aber ich kann doch sagen, daß dieser Treffer ziemlich gefährlich gewesen ist. Ein normaler Patient wäre nach dem Entfernen der Kugel, was ja einer Operation gleichkommt, ziemlich erledigt gewesen. Er hätte zumindest einige Tage am Tropf hängen *müssen*, doch dieser Elliot Bates fühlte sich pudelwohl, als er aus der Narkose erwachte. Er lachte, er bewegte sich, so daß wir Angst davor hatten, daß die frische Nahtstelle wieder aufriß. Er bedankte sich bei meinem Team und mir im spöttischen Tonfall und erklärte, daß man noch von ihm hören würde, besonders die beiden Bullen - Sie entschuldigen, aber das sagte er wirklich -, die ihn niedergemacht hätten. Nun, das sind Sie ja, meine Herren.«
»In der Tat«, gab ich zu. »Was passierte noch?«
»Nichts, was uns noch hätte überraschen können. Er verlangte nach einem kräftigen Essen, das wir ihm erst nicht geben wollten. Als er zu toben anfing, gingen wir den Kompromiß ein, und dieser Mensch aß tatsächlich drei Gänge. Er ließ nicht einen Krümel zurück.« Quinlay schlug auf den Schreibtisch. »Ich bin mit meinem Latein am Ende, Gentlemen.«
»Das können wir uns vorstellen«, sagte Suko.
»Jetzt sind Sie an der Reihe.«
»Und wo finden wir diesen außergewöhnlichen Patienten, Doktor?«
Quinlay stand auf. »Ich werde Sie zu ihm bringen. In Anbetracht der Tatsache, daß uns bereits so etwas wie eine Vorwarnung zukam, haben wir ihn in unser Spezialzimmer verlegt. Es ist ausbruchsicher. Das Fenster ist vergittert, die Tür entsprechend verstärkt. Da hätte schon Herkules kommen müssen, um dort zu entfliehen.«

»Ihm traue ich alles zu.«
Dr. Quinlay lächelte. »Vor einer knappen halben Stunde jedenfalls lag er in seinem Bett und gab sich putzmunter.« Er schaute auf die Krone. »Was ist das denn? Gehört sie Ihnen?«
Suko schüttelte den Kopf. »Betrachten Sie das Ding als ein Geschenk für Ihren Patienten.«
»Seltsames Präsent.«
»Wir sind eben originell«, sagte ich.
Der Arzt lächelte nicht. Wahrscheinlich war ihm der Humor bei seinem Job vergangen.
Er führte uns durch den Flur nach links. Irgendwo quäkte ein Telefon. Eine Tür öffnete sich. Dahinter lag ein Computerraum. Wir erhaschten einen Blick auf zahlreiche Apparate, vor denen zwei Frauen in weißen Kitteln standen.
Wir blieben nicht in dem Hauptgang. Unser Patient lag in einem Sicherheitstrakt. Zu ihm führte ein schmaler Flur, der sehr düster war. Nur die Notbeleuchtung brannte.
Das Zimmer lag am Ende des kleinen Trakts. Dr. Quinlay holte einen flachen Schlüssel aus seiner Kitteltasche und drehte ihn zweimal im Schloß. Dann erst ließ sich der Knauf drehen.
»Soll ich bei Ihnen bleiben oder…?«
»Nein, das ist nicht nötig, Doc. Wir kommen mit ihm schon allein zurecht.«
»Um so besser«, sagte Quinlay. »Falls doch etwas sein sollte, den Alarmknopf können Sie nicht übersehen. Er leuchtet wie ein rotes Auge an der Wand.«
»Danke sehr.«
Der Arzt öffnete die Tür, überließ uns den Schlüssel und zog sich zurück.
Wir betraten das Zimmer zugleich. Ein kratziges Lachen hallte uns entgegen. »Kommt rein, ihr Bullen. Euch habe ich schon sehnlichst erwartet…«

***

Man hatte uns nicht angelogen, dieser Patient, in dessen Körper noch vor kurzem eine Kugel gesteckt hatte, war tatsächlich putzmunter. Er lag nicht in seinem Bett, sondern hatte sich hingesetzt und hielt sogar die Arme vor der Brust verschränkt. Auf seinen Lippen lag ein schiefes Grinsen, und in den ungewöhnlichen Augen ohne Pupillen leuchtete eine nahezu tödliche Kälte.
Ich schloß die Tür.
Suko war schon vorgegangen und hielt die Krone so, daß Bates sie auch sehen konnte.
Ich warf einen Blick nach rechts. Die vier kahlen Wände des

Krankenzimmers wurden nur zweimal unterbrochen. Zum einen durch eine Tür, zum anderen durch das Fenster mit den Eisengittern davor.

Die Stäbe standen so dicht zusammen, daß nicht einmal eine Hand hindurchpaßte.

Suko blieb neben dem Bett stehen, ich stoppte am Fußende. Bates schaute mich starr an. »Du bist das Schwein, das mich angeschossen hat«, stöhnte er.

»Es mußte sein.«

»Nein, das mußte nicht sein.«

»Denken Sie an das Kind.«

Er amüsierte sich. »Ich habe dem Jungen schon erklärt, was ihn erwarten würde. Die Hölle, der Teufel. Und ich bereitete ihn darauf vor, daß er dem Satan einen schönen Gruß von mir bestellt.«

In mir fing es nach dieser Bemerkung an zu kochen. Ich sah wieder das Bild des wehrlosen Kindes vor mir und wäre dieser menschlichen Bestie am liebsten an die Gurgel gefahren. Auch Suko beherrschte sich nur mühsam.

Bates aber lachte. Er breitete die Arme aus. »Ist was mit euch?« fragte er.

»Nein, nein, schon gut.«

»Jetzt wißt ihr nicht mehr weiter, wie?«

»Das haben Sie gesagt.«

»Und ich habe recht, verdammt.«

»Nein«, sagte Suko, »wir sind gekommen, um uns Ihre Verletzung anzuschauen. Wir haben…«

»Doch nicht etwa ein schlechtes Gewissen«, fiel Bates meinem Freund ins Wort und lachte glucksend. Dabei bewegte er die Hände blitzschnell und fetzte mit einem Ruck den Stoff des Nachthemds dicht unterhalb seines Kinns in zwei Hälften. »Da, ihr Bullen! Schaut nach, schaut genau hin, wo ich meine Verletzung habe! Seht ihr was? Seht ihr eine rote Wunde, eine dicke Narbe…?«

Er verstummte und gab uns die Zeit, diese Stelle genau zu betrachten. Jetzt konnte ich nachempfinden, was die Ärzte nach der Operation gespürt hatten. Da war wirklich nichts mehr zu sehen. Nicht einmal eine helle Narbe.

»Nun?«

»Exzellent«, gab Suko zu.

»Meine ich auch. Ich bin wieder gesund, ich bin wieder okay. Ich fühle mich fit.«

»Um so besser für uns und die anderen Menschen«, sagte Suko. »Dann können Sie sehr schnell vor Gericht gestellt und abgeurteilt werden. Ich glaube kaum, daß Sie jemals in Ihrem Leben wieder freikommen. Drei Morde sind einfach zuviel.«

Bates ließ die Hände wieder sinken und legte sie auf das flache

Oberbett.
»Meint ihr das?«
»So schreibt es das Gesetz vor.«
Er fing an zu lachen. Es hörte sich unecht an. »Das Gesetz«, prustete er. »Was stört mich schon das Gesetz. Es existiert für mich nicht, wenn ihr es genau wissen wollt. Das Gesetz kann mich mal am…«
»Wir wissen, wie es weitergeht. Trotzdem werden Sie nicht daran vorbeikommen.«
»Was glaubst du, Chinese, was ich alles kann!« Er knirschte die Antwort. »Ich habe meine eigenen Gesetze. Ich habe meinen eigenen Beschützer, verlaßt euch darauf.«
»Das Gesetz der Hölle und den Teufel?« fragte ich leise dazwischen.
»Zum Beispiel.«
»Er wird Ihnen wohl kaum helfen können.«
»Da halte ich dagegen.«
»Das steht Ihnen frei, Bates. Auch wir wissen, daß es den Teufel gibt. Wir kennen ihn bestimmt besser als Sie, und wir haben Ihnen auch etwas mitgebracht.«
»Jaaa«, dehnte er, »das habe ich bereits gesehen. Ihr habt meine Krone nicht vergessen.«
»Stimmt.«
»Warum?«
»Nun, Sie gehört Ihnen.«
»Hör auf, Bulle!« blaffte er mich an.
»Das ist nicht der Grund. Ihr wißt nicht, was ihr davon halten sollt, oder?«
»Wissen Sie es denn?« fragte Suko.
»Und ob.«
Suko drehte die Krone in seinen Händen. Dabei ignorierte er den gierigen Blick des Killers. »Sieht nicht einmal schlecht aus. Ist handwerklich sogar gut gemacht. Wo haben Sie die Krone erworben? Wo gekauft, Bates.«
»Die kann man nicht kaufen.«
»Gestohlen dann?«
»Auch nicht, Chinese. Man hat sie mir geschenkt. Jemand, der es gut mit mir meinte, wollte, daß ich sie bekam.«
»Wer war der Spender?«
Bates spitzte die Lippen. »Eine Frau«, flüsterte er. »Eine tolle Frau, eine wirkliche Lady, das könnt ihr mir abnehmen. Sie überließ mir die Krone aus Dankbarkeit.«
»So etwas gibt es auch?« fragte ich spöttisch. »Ihnen gegenüber dankbar zu sein?«
»Und wie!«
»Wie hieß denn die Lady?«

»Sie werden Sie nicht kennen. Lady Bancroft.«

Suko und ich tauschten einen ungefähr gleichen Blick aus. Er hatte recht gehabt. Dieser Name sagte uns wirklich nichts. Zudem waren wir auch keine Personen, die sich im britischen Adel gut auskannten. Um über Lady Bancroft mehr herauszufinden, würden wir andere Personen bemühen müssen. »Weshalb war Sie Ihnen gegenüber denn so dankbar?«

»Das ist meine private Angelegenheit.«

»Kneifen Sie?«

»Nein.«

»Wir werden es herausfinden.«

»Versucht es doch.«

»Liebte die Lady den Teufel ebenso wie Sie?«

Meine Frage überraschte ihn. Als er etwas zusammenzuckte, wußte ich, daß ich einen Kernpunkt getroffen hatte, und für uns hatte sich wieder eine neue Spur aufgetan. »Ich scheine recht gehabt zu haben, Bates. Mal sehen, wie es weitergeht.«

»Ihr könnt abhauen.«

»Später. Zuvor wollen wir Sie doch als König erleben. Die Krone wird Ihnen stehen, nehme ich an.«

Er wurde unsicher. Seine fast pupillenlosen Augen bewegten sich von einer Seite zur anderen. Er verzog die Lippen, brachte aber kein Wort hervor. Ich nickte Suko zu, und mein Freund hob die Krone an. Er streckte dabei seine Hände vor und flüsterte: »Freust du dich jetzt, Killer? Müßtest du eigentlich, denn die Krone des Teufels ist für dich so wichtig.«

»Ich will sie jetzt nicht.«

»Nie mehr?«

»Jetzt nicht!« schrie Bates.

Er hatte auch versucht, sich aus dem Bett fallen zu lassen, nur war er damit bei Suko an den Falschen geraten, denn der reagierte schneller als der Killer.

Bevor Bates sich versah, hatte Suko die Arme nach unten gedrückt und dem Mann die Krone aufgesetzt. Das Wappen des Teufels zeigte dabei nach vorn, so daß ich direkt dagegen schauen konnte.

Bates fuhr hoch.

Er schrie.

Und plötzlich verwandelten sich seine Augen in mit Silberbronze gefüllte Ovale.

Wir wußten, das durch das Aufsetzen der Krone eine andere Macht von ihm Besitz ergriffen hatte…

***

Ich hatte mal Aufnahmen von einer Hinrichtung auf dem

Elektrischen Stuhl anläßlich eines früheren Studienaufenthalts in den Staaten gesehen. Es waren Bilder gewesen, die ich nie vergessen werde, und jetzt wurden sie wieder lebendig, denn der Killer Elliot Bates reagierte ähnlich.

Er saß in seinem Bett, doch die andere Kraft war wie ein Blitzstrahl über ihn gekommen und schüttelte ihn nicht nur durch, sie hob ihn sogar hoch. Er hatte den Mund aufgerissen, bäumte sich auf, und seine Hände zitterten. Die Arme schnellten in die Höhe, fuhren wieder nach unten, und flache Handflächen hämmerten auf die Decke.

Sein Gesicht lief nicht rot an, sondern verdunkelte sich. Doch es war trotzdem widerlich bleich, denn über die Haut hatte sich eine violette Farbe gelegt, als wäre sie schon dabei, allmählich zu verfaulen wie bei einer tagealten Leiche.

Das war für Suko und mich nicht nachvollziehbar, denn die Krone des Teufels hätte bei ihm eigentlich zu einer gegenteiligen Reaktion führen und ihm Kraft geben müssen.

Statt dessen quälte sie ihn.

Er schrie, er jammerte, er schüttelte sich, er konnte sich nicht mehr unter Kontrolle halten, und als es ihm schließlich gelang, seine Hände gegen die Krone zu legen, da drückte er sie so hart auf den Gegenstand, daß die Spitzen in das Fleisch seiner Hände eindrangen und dort zahlreiche Wunden hinterließen, aus denen das Blut strömte und sich in den Haaren des Mannes verteilte.

»Nimm sie weg!« rief ich Suko zu.

Das wollte mein Freund auch. Kaum hatte er das Metall angefaßt, da schrie er auf. Seine Hände zuckten in die Höhe, und mit einem torkelnden Schritt rutschte er nach hinten.

»Ich kann nicht, John!« Er schlenkerte die Hände, als hätte er sich an der Krone verbrannt. Wahrscheinlich war es auch so, nur konnte man dieses Feuer nicht mit den normalen Flammen vergleichen, weil es einfach magisch war.

Und ich sah es auch.

Über die Zacken der Krone hinweg bewegten sich plötzlich kleine, bläulichgrüne Flammen, die einen regelrechten Ring bildeten, wie auf der Kochplatte eines Gasherdes.

Verdammt, was war da passiert? Warum stellte sich die Teufelskrone plötzlich gegen Bates?

Suko lehnte an der Wand. Er war nicht einsatzfähig und schaute allein auf seine Handflächen. Was er da sah, bekam ich nicht zu Gesicht, mich interessierte zunächst einmal Elliot Bates, der in seinem Bett hockte.

Der Killer wimmerte.

Aus seinen Augen rannen Tränen. Sie vermischten sich mit dem Blut, das den Weg über die Stirn hinweg nach unten fand und sich auch

durch die Brauen nicht hatte aufhalten lassen.

Das Gesicht nahm eine andere Farbe an. Vor meinen Augen dunkelte die Haut immer weiter nach.

War sie vorhin noch violett gewesen, so bekam sie jetzt einen tiefen Grauschimmer, der sehr bald in eine schwarze Farbe überging, wo nur die Augen noch so bronzefarben leuchteten. Der Mann hielt seine Finger im Laken verkrampft. Ich konnte sein Gesicht sehr genau sehen und stellte fest, daß sich der Mund öffnete. Die Zunge kaum mehr als ein dunkler Lappen, stieß hervor.

Noch einmal brüllte Bates auf. Sein Körper wurde durchgeschüttelt, bevor er zusammen und anschließend zur Seite sank. Halb über der Bettkante gelehnt blieb er liegen.

Für mich war Suko wichtiger. Ich wollte wissen, ob er okay war. Seine Antwort klang zwar positiv, doch so ganz nahm ich es ihm nicht ab.

Er bat auch um mein Kreuz.

Ich gab es ihm.

Dabei klappte Suko die zusammengelegten Hände auseinander. Mir gelang ein Blick auf seine Haut, und ich erschrak. Sie war dunkel geworden, wie mit Schatten bepinselt.

»Gib es!«

Ich legte es auf seinen linken Handteller. Suko drückte den anderen dagegen, er holte tief Luft, und plötzlich glitt ein Lächeln über seine Lippen.

»Alles okay, John.«

Er drehte mir die Hände entgegen, die wieder völlig normal aussahen.

Die Kraft meines Kreuzes hatte sie geheilt und die fremde Teufelsmagie genommen.

»Das war an der Grenze!« keuchte er. Mit dem Handrücken wischte er seine Stirn trocken. »Und wie sieht es mit Bates aus?«

»Er ist tot, denke ich.«

Wir gingen gemeinsam zu ihm.

Bates Haltung hatte sich nicht verändert. Wir schauten in das geschwärzte Gesicht eines Toten und gegen einen Kopf, auf dem jetzt eine geschmolzene Krone saß. Sie war nicht völlig zu Sirup zusammengedrückt worden, mehr dort, wo auch das Zeichen des Teufels den Ring in der Mitte teilte.

Ich fühlte nach Bates' Herzschlag. Da war nichts mehr.

Suko hob die Schultern. »Es ist vorbei. Fast kommt es mir in den Sinn, von einer gerechten Strafe zu sprechen.« Er wandte den Blick von Bates ab und ihn mir zu. »Aber, so frage ich dich, wie ist so etwas möglich? Der Killer hat sich voll und ganz auf die Teufelskrone verlassen. Warum stellt sie sich plötzlich gegen ihn?«

»Gute Frage.«
»Hast du auch eine gute Antwort?«
»Möglich.«
»Ich bin gespannt.«
»Erinnere dich daran, Suko, wie wir in unserem Büro gesessen haben und ich die Krone mit meinem Kreuz in Kontakt brachte. Da muß es einfach geschehen sein. Das Kreuz hat dafür gesorgt, daß dieser Teufelskrone die Kraft genommen wurde. Möglicherweise wurde sie sogar umgedreht und hat dem Mörder, der seine Seele sicherlich dem Satan geschenkt hatte, vernichtet.«
Suko überlegte. »Klingt einleuchtend«, meinte er nach einer Weile. »Falls uns keine bessere Möglichkeit einfällt, müssen wir dabei bleiben.«
»Das kannst du mir glauben.«
»Nur ist unser Fall damit nicht beendet.«
»Im Gegenteil, er fängt erst an.«
»Wir werden…«
Das dumpfe Klopfen außen an der Tür unterbrach meinen Freund. Wir hörten die Stimme von Dr. Quinlay. Klar, trotz der Isolierung mußten die Schreie des Killers zu hören gewesen sein.
Ich ging hin und öffnete.
Der Arzt hatte zwei Pfleger mitgebracht. Kräftige Burschen mit Stoppelhaarschnitten. Sie umrahmten den wesentlich kleineren Arzt wie lebendige Säulen.
Das Gesicht des Doktors war hochrot angelaufen. »Was ist mit Bates geschehen?«
»Er ist tot!«
Quinlay trat einen Schritt zurück. »Was haben Sie da gesagt, Sinclair? Tot…?«
»Ja.«
»Wie das?«
»Kommen Sie rein, Doc.« Ich gab ihm den Weg frei.
Quinlay gab den Pflegern einen Wink. Die beiden traten zurück und blieben draußen.
Dr. Quinlay näherte sich dem Bett, als würde er nicht über den normalen Fußboden gehen, sondern auf rohen Eiern dahinstelzen. Er schluckte, ohne zu sprechen. Als er den Toten aus der Nähe sah, bekam er eine Gänsehaut.
Ich stellte mich an der anderen Seite des Bettes auf. Über die Leiche hinweg schauten wir uns an.
»Verdammt noch mal, Sinclair, wie ist das möglich gewesen?«
»Es gibt eine Erklärung.«
»Dann sagen Sie…«
»Nur weiß ich nicht, ob Sie mir diese auch abnehmen?«

»Ihnen glaube ich beinahe alles.«

»Magie, Doc. Magie der Hölle, des Teufels, wie Sie wollen. Sie hat sich gegen ihn gewendet.«

Dr. Quinlay wischte mit der Handfläche über seinen Nacken, denn auch dort hatte sich der Schweiß gebildet. Er konnte einfach nichts sagen. Er schaute dabei auf seine Fußspitzen, hob die Schultern und wirkte so unendlich hilflos. »Wenn mir das ein anderer gesagt hätte als Sie, Sinclair, wäre ich mit allen Mitteln gegen ihn vorgegangen. Aber Ihnen muß ich wohl glauben, denke ich.«

»Ja, das meine ich auch.«

Er drehte sich um, hob die Schultern. »Eine genaue Erklärung will ich nicht wissen, ich würde sie nicht begreifen. Ich möchte Sie nur fragen, ob Sie uns den Toten für eine Obduktion überlassen?«

»Natürlich.«

»Danke.« Er schaute auf die Leiche und erkundigte sich nach der Krone. »Wollen Sie Ihr Geschenk nicht wieder mitnehmen?«

»Vielleicht später, wenn Sie es geschafft haben, die Krone vom Kopf zu lösen.«

»Gut.«

Für uns gab es hier nichts mehr zu tun. Elliot Bates hatte- seine Strafe bekommen. Für uns war er das erste Opfer eines neuen Falls, von dem wir nicht wußten, wo er uns hinführte.

Aber wir hatten einen Namen. Und den sprach Suko aus, als wir die Treppe hinabschritten.

»Lady Bancroft, John. Ich denke, wir sollten uns einmal mit dieser Dame beschäftigen.«

»Und ob wir das tun. Ich bin nur gespannt, ob sie noch weitere Geschenke dieser Art besitzt…«

***

Sheilas Herz schlug plötzlich so schnell, daß es ihr Schmerzen bereitete. Der Angstschweiß lag auf ihrer Stirn, und der erste Schritt war für sie wie ein Gang in die Hölle. Die Luft in der Laube stank nach Fäulnis. Was lauerte hier?

In einer sprungbereiten Haltung blieb Sheila stehen. Hinter ihrem Rücken lag die Helligkeit eines strahlenden Sommertags, vor ihr eine andere, eine unheimliche Welt. Und sie, Sheila, war eingesperrt in einem Gartenhaus. Sheila riß sich zusammen und begann, den kleinen Raum zu durchsuchen. Er war mit allerlei Geräten vollgestopft, die bei der Gartenarbeit gebraucht wurden.

Sheila entdeckte die Spaten, Hacken und Schaufeln. Eimer und Töpfe standen ebenfalls herum.

Manche von ihnen waren ineinandergestellt. Hinter Sheila war die Tür zwar wieder zugefallen, jedoch einen Spalt offen geblieben, so

daß ein Streifen Helligkeit von außen her in den Raum hineinfallen konnte. Deshalb konnte Sheila auf eine Lampe gut verzichten, wenn sie sich umschaute.

Noch immer stellte sie sich die Frage, was sie hergelockt hatte, wo denn die Kraft lauerte, der sie gefolgt war. Sie nagte auf der Lippe. Das Spiel von Licht und Schatten umhüllte sie, und Sheila dachte daran, daß es eigentlich Blödsinn war, wie sie sich verhielt. Sie stand in einem völlig normalen Gartenhaus. Um sie herum gab es völlig normale Geräte, und auch die großen, mit Erde gefüllten Töpfe wirkten völlig normal.

Keine Panik also.

Und doch hatte sie nicht in das Gartenhaus gehen wollen. Sie war geleitet worden. Etwas anderes und Fremdes war stark genug gewesen, um ihren Willen unterzuordnen.

Natürlich dachte sie an die geheimnisvolle Geisterfrau mit den totenbleichen Haaren und der rissigen Faltenhaut. Es war ein Gespenst gewesen, ein Stück Jenseits, das seinen Weg zurück in die Welt der Normalen gefunden hatte.

Sheila versuchte, rational zu denken. Sie hob die Arme an und preßte ihre Finger gegen die Schläfen. Den Druck verstärkte sie sogar noch, damit sie fühlte, wie stark sie sich in der Realität befand.

Sie mußte jetzt klaren Kopf behalten, durfte sich nicht nervös machen lassen und auch nicht die Übersicht verlieren.

Hier gab es nichts Unnatürliches, es sei denn, sie zählte die Düsternis im Haus, dazu, aber auch die war bei einer fast geschlossenen Tür normal.

Sheila bewegte sich auf eine Wand zu, an der Harken an Haken hingen. Sheila faßte das eine oder andere Werkzeug an und ließ dabei ihre Handfläche über den Stiel gleiten, um so wieder einen Kontakt zum Normalen zu bekommen.

»Ich bin okay!« flüsterte sie sich selbst zu. »Ich bin absolut okay. Da ist nichts, was mich stören oder ablenken kann. Das andere bilde ich mir nur ein…« Sheila lachte. Es klang nicht fröhlich, eher unsicher, und in den folgenden Sekunden mußte sie wieder gegen die aufkommende Angst ankämpfen.

Scharf floß der Atem über ihre Lippen. Kälte setzte sich in ihren Nacken. Die andere Kraft war nicht mehr zu leugnen. Wieder spürte Sheila diese Botschaft, und sie drehte sich mit einer langsamen Bewegung von der Wand weg, wie eine Gestalt, die eine schwache Drehung im Nebel vollführte.

Sie schaute gegen die Tür.

Der Spalt ließ das helle Licht durch. Dahinter lag eine andere Welt. Drei Schritte nur, dann hatte sie die Tür erreicht, konnte sie aufreißen und hineingehen in das Licht der Sonne, das ihr guttat.

Sheila reagierte nicht.

Sie blieb einfach stehen. Sie hörte sich atmen. Jemand hatte ihr unsichtbare Fesseln angelegt, die es nicht zuließen, da sie das Gartenhaus verließ.

Ich brauche Hilfe, dachte sie.

Zuerst keimte dieser Wunsch nur schwach in ihr hoch. Dann aber wurde er stärker.

Verdammt noch mal, warum hilft mir denn keiner! Warum stehe ich hier und bin von einer schrecklichen Angst gefangen? Warum ist es so kalt? Warum schwitze ich plötzlich? Die Fragen wirbelten durch ihren Kopf. Sie merkte, daß das Fremde längst die Kontrolle über sie bekommen hatte und sie zwingen wollte, etwas zu tun, was ihr überhaupt nicht paßte.

Sheila drehte sich.

Es war eine bestimmte Richtung, in die sie schauen sollte, und dabei senkte sich ihr Kopf wie automatisch nach unten.

Hatte sich die Tür weiter geöffnet oder war ihr dieser bestimmte Blickwinkel vorhin nicht aufgefallen? Jedenfalls schaute sie jetzt von oben herab auf die mit dunkler Erde gefüllten Steintöpfe, von denen genau drei nebeneinander standen und deshalb beinahe wie ein Stilleben wirkten. Die Töpfe waren randvoll mit Erde.

Nichts Besonderes auf den ersten Blick - oder…?

Sheila öffnete den Mund und atmete ein. Im Hals klebte ein widerlicher Geschmack fest. Ein Schauer wie Eiswasser rann über ihren Rücken hinweg. Als sie sich bückte, geschah dies beinahe wie auf einen nur für sie hörbaren Befehl hin.

Sheila bewegte sich zudem auf die Töpfe zu und blieb erst dann stehen, als sie direkt auf alle drei schauen konnte.

Nein, so glatt lag die Erde nicht. Sie bildete eine Schicht aus Krumen und Krusten, als wäre sie von irgendwelchen Händen aufgewühlt worden.

Ihr Atem hörte sich noch lauter an. Sheila fragte sich, was sie an diesen Terrakotta-Töpfen so interessierte. Es war ebenso wie vor einigen Minuten, als sie, ohne es zu wollen, auf das Gartenhaus zugegangen war.

Selbst die nach vorn gebeugte Haltung machte ihr nichts mehr aus. Zudem fiel das Licht sehr günstig gegen die Töpfe, und es strich auch über die Oberfläche hinweg, so daß die von Grund auf braune Fläche einen hellen Streifen bekam.

Es war nicht nur der Streifen, der hell schimmerte. Da gab es noch etwas anderes, das ihr beim ersten Hinsehen nicht aufgefallen war. Jetzt sah sie es deutlicher. Etwas ragte aus der Erde hervor.

Sheila spürte das Zittern, aber sie ließ nicht nach.. Sie wühlte mit beiden Händen die Oberfläche auf.

Der Dreck blieb an den Händen kleben und setzte sich unter den Fingernägeln fest.

All dies spielte keine Rolle mehr. Es galt nur, einen Erfolg zu bekommen.

Etwas rutschte in ihre rechte Hand.

Sheila schloß die Finger darum und erstarrte in ihrer gebückten Haltung. Sie wußte nicht, was sie da festhielt, ihr war nur klar, daß es ungemein wichtig sein mußte.

Wichtig für sie, wichtig für alles hier…

Sheila zerrte den Gegenstand hervor. Sie hätte nicht so viel Kraft aufwenden müssen. Wie von allein glitt er aus dem Erdreich hervor, dann lag er frei.

Die Frau starrte auf ihre Hand.

Sie starrte auch auf das, was zwischen ihren Fingern klemmte.

Es war ein angeschmutzter und trotzdem noch bleich schimmernder Knochen…

***

In den folgenden Sekunden dachte sie nichts, während sich ihr Blick nur auf diesen Gegenstand konzentrierte. Sie spürte auf ihrem Rücken ein Kribbeln, und allmählich schaffte sie es auch wieder, einen klaren Gedanken zu fassen.

Das war der Knochen eines Menschen. Ein Stück Gebein, abgetrennt vom übrigen Skelett.

Sheila atmete schwer. Und ebenso schwer wurde das Fundstück in ihrer Hand. Sie senkte den Arm, der Knochen rutschte aus ihren schweißnaß gewordenen Fingern, prallte noch mit einem hell klingenden Geräusch gegen den Rand des Topfes, bevor er neben dem steinernen Behälter liegenblieb.

Mein Gott, dachte sie, mein Gott…

Es war nur ein erster Gedanke, die nächsten drehte sich wieder um die drei Töpfe.

Ein Knochen nur?

Sheila schüttelte den Kopf. Sie war selbst überrascht davon, welch eine fieberhafte Hektik sie plötzlich überfiel. Jetzt wollte sie alles wissen, und handelte sehr überlegt, auch wenn sie nicht den Eindruck hatte, dies zu tun.

Sie hatte auf einem alten Holztisch eine kleine Schaufel gesehen, eine, wie man sie Kindern mitgab, wenn sie im Sandkasten spielen wollten. Sheila riß das Werkzeug an sich. Die Schaufel lief vorn etwas rund zu, sie konnte trotzdem noch in die Erde hineinstoßen und sie damit aufwühlen und lockern.

Mit beiden Händen umfaßte sie den Griff, rührte mit der Schaufel im Inhalt des Topfes herum und spürte sehr bald den ersten Widerstand,

und zwar nicht am Rand des Gefäßes.
Das Metall kratzte über gewisse Gegenstände hinweg, die von Sheila freigelegt wurden.
Auch Knochen.
Gebeine bleich wie Mondlicht, angeschmutzt, unterschiedlich geformt. Sheila arbeitete weiter. Sie beließ es nicht bei dem einen Topf, sie nahm sich auch den zweiten und dritten vor.
Auch hier fand sie Gebeine, die teilweise zersplittert waren und sah sogar welche, an denen noch die alte Haut klebte. Blut hatte manches Stück Gebein besudelt, war in die Maserung der Knochen eingedrungen und hatte als Andenken rostrote Flecken hinterlassen.
Sheila wollte nicht daran denken, sie wollte sich etwas bestimmtes nicht vorstellen. Je mehr Knochen sie aus den Töpfen hervorholte, um so stärker sah sie sich gezwungen über einen bestimmten Punkt nachzudenken. Es war eine für sie nicht mehr zu leugnende Tatsache. Wessen Reste sie auch immer in diesem Gartenhaus gefunden hatte, eines jedenfalls stand fest.
Die Person war auf schreckliche Art und Weise umgebracht worden. In einem wahren Anfall von Haß hatte sich jemand auf sie gestürzt und sie regelrecht zerhackt.
Ihr Herz schlug schneller, als sie daran dachte. Schon allein deshalb, weil sie sich so etwas kaum vorstellen konnte, aber Sheila hielt durch. Sie konnte jetzt nicht aufhören, denn noch fehlte eigentlich das wichtigste Teil.
Der Schädel!
Nach ihren bisherigen Erfolgen mußte sie davon ausgehen, daß sie ihn noch irgendwo fand.
Nahezu hektisch suchte Sheila Conolly weiter. Die Angst war vergessen. So etwas wie eine wilde Lust hatte sie überkommen, Jagdfieber hielt sie gepackt, obwohl ihr klar war, wie schrecklich ein derartiger Schädel aussehen mußte.
Es machte ihr nichts aus.
Sheila hatte sich längst den dritten Topf vorgenommen, nur den oberen Teil der Erde mit Hilfe der Schaufel gelockert, damit sie mit den Händen den Inhalt durchwühlen konnte. Dabei ging sie behutsam zu Werke, denn sie wollte auf keinen Fall etwas zerstören. Wenn ein Schädel vorhanden war, dann sollte er ihr als Ganzes in die Hände fallen und nicht nur teilweise.
Plötzlich stoppten ihre Bewegungen.
Sie hatte etwas gefühlt.
Sheilas Zunge fuhr über die Lippen und feuchtete sie an. Der Mund war trocken wie altes Laub geworden.
In der Erde steckte etwas. Und sie konnte es bereits fühlen. Sie hatte sogar den richtigen Griff angesetzt, als wären ihre Hände dabei

gelenkt worden.

Zwischen den Handflächen spürte Sheila etwas Glattes, das eine relativ runde Form besaß. Bis über die Gelenke hinweg waren ihre Arme im Erdreich verschwunden. So sehr die Zeit auch drängte, Sheila überhastete nichts und hob den Gegenstand behutsam an.

Ja, es klappte.

Zentimeter für Zentimeter zog sie ihn aus dem klumpigen Erdreich hervor und dachte daran, wie er nach all dieser Zeit wohl aussehen mochte. Einige Bilder zuckten vor ihren Augen auf, die schnell wieder verschwunden waren.

Sheila stellte sich einen alten Totenschädel vor, auf dem noch das Haar wie graue Putzwolle klebte, dessen eigentlich leere Augenhöhle mit feuchter Erde gefüllt waren, durch die Würmer, Maden und Spinnen krochen.

Dann endlich lag er frei.

Nichts von dem stimmte, was sie sich in ihrer Phantasie ausgemalt hatte.

Es war alles anders.

Und trotzdem schrecklich.

Sie hielt einen Schädel in der Hand, der einfach furchtbar aussah. Das Gebein zeigte eine schmutziggraue Farbe. Es war an der Oberfläche rissig, und in diese feinen Haarrisse hinein hatte sich Erde abgesetzt.

Das war es nicht, was sie erschreckte.

Auch nicht die leeren Augenhöhlen und nicht der irgendwie grinsend wirkende Gesichtsausdruck.

Eine andere Tatsache bereitete ihr Angst. Sie wußte jetzt, wie diese Person ums Leben gekommen war. Und ihre erste Annahme hatte sich bestätigt. Diese Person war tatsächlich zerhackt worden, was sich auch am Schädel zeigte.

Von der Stirn her bis zum lippenlosen Rand des Mauls klaffte ein Vförmiger Spalt.

Jemand hatte der Person mit einem scharfen Gegenstand - einem Beil oder einer Axt - den Kopf gespalten!

***

Sir James, unser Chef, kannte sich zwar aus, was den britischen Adel und dessen Derivate anging, doch wir benötigten einen Spezialisten, denn auf unsere Bitten hin hatte der Superintendent nur die Arme gehoben und aufgestöhnt.

»Das können Sie nicht von mir verlangen.«

»Wir müssen aber weiterkommen«, drängte ich.

»Sehe ich ein.«

»Können Sie uns da helfen, Sir?« erkundigte sich Suko.

»Lassen Sie mich nachdenken.« Sir James wanderte in seinem Büro auf und ab, was er eigentlich selten tat. In diesem Fall zeugte es wohl von seiner guten Laune. Manchmal huschte sogar ein Lächeln über sein Gesicht, hin und wieder rieb er seine Hände, so daß Suko und ich uns aus großen Augen verständnislos anschauten.

Schließlich kehrte er wieder an seinen Schreibtisch zurück und nahm dort Platz. »Ich denke schon, daß ich Ihnen auch hierbei behilflich sein kann.« Er hatte einen Klang in seine Stimme gelegt, als hätte er soeben Millionen gewonnen.

»Wie denn?«

»Es gibt da einen Mann, John. Ich weiß nicht, ob er Ihnen bekannt ist, aber in Adelskreisen…«

»Zu denen wir nicht gehören«, unterbrach ich Sir James.

»Sehr richtig«, bestätigte er, »zu denen Sie nicht gehören. Er ist ein *enfant terrible*, ein bunter Hund, einer, der als Schande für seinen Stand angesehen wird.«

»Ein Adeliger also?«

»Ja, nur verarmt. Ein Mann, der von der beliebten Yellow Press immer wiedergeholt wird, damit er Geschichten und Histörchen aus gewissen Kreisen berichten kann. Der Adel haßt ihn. Man hat schon versucht, ihn zu bestechen, aber da ist er eisern gewesen. Seine Honorare würden ihm ausreichen, und gerade jetzt, wo es bei den Windsors mal wieder rundgeht, hat er Hochkonjunktur. Die Queen ist über ihn *not amused*, aber das macht ihm nichts aus. Er schreibt weiter, kassiert seine Honorare, und seltsamerweise kommt er auch immer wieder an die richtigen Informationen heran. Das wundert den Stand.«

So hatte ich unseren Chef selten erlebt. Es schien ihm direkt Spaß zu machen, den Adel in die Pfanne hauen zu können, anscheinend hatte er sich oft genug über das eine oder andere Mitglied dieser Gesellschaft geärgert.

»Wie heißt denn der Knabe?« fragte ich.

Sir James zog die Stirn kraus. »Darauf wollte ich gerade zu sprechen kommen, John.« Seine Lippen verzogen sich zu einem amüsierten Lächeln. »Es ist der Earl of Swanthomas.«

Ich schluckte und bekam große Augen. »Wie bitte?«

»Der Earl of Swanthomas.«

»O je!« stöhnte Suko neben mir auf. »Wie kann man nur so heißen? Ist das ein Name.«

»Stimmt.«

»Der Earl of Swanthomas - herrlich.« Ich mußte lachen und schüttelte den Kopf. »Wenn das kein Name ist, dann lasse ich mich einsacken. Der Earl of Swanthomas. Und den kennen Sie, Sir?«

»Flüchtig.«

»Aber so gut, daß er uns wohl helfen will und auch etwas über diese Lady Bancroft weiß, denn unser Computer hat leider nichts über sie ausgespuckt.«

»Das glaube ich.«

Ich dachte pragmatisch. »Wann können wir ihn treffen?«

Sir James schaute auf die Uhr. »Er wird zu Ihnen ins Büro kommen.«

»Wie schön.«

An diese Unterredung erinnerte ich mich, als ich zusammen mit Suko auf diesen Mann wartete, den Glenda uns vorstellen wollte. Sie kam dann auch und hatte Mühe, ein Lachen zu unterdrücken, denn ihr Gesicht war rot angelaufen. Als sie den Namen des Mannes aussprechen wollte, mußte sie husten, aber der Earl zeigte sich generös und sagte: »Lassen Sie mal, Kind, das mache ich schon selbst.«

Wir hatten uns erhoben, als wäre es abgesprochen worden. Der Knabe war ein Ereignis und schien einem Bühnenstück entsprungen zu sein. Er trug einen braunen Anzug mit roten Längs- und Querstreifen, Gamaschen, ein gestreiftes Hemd, ein Tuch anstelle der Krawatte, den Regenschirm über den Arm gehängt und den Bowler auf dem Kopf.

Sein Gesicht wirkte blaß und dunkel zugleich. Dunkel deshalb, was seine Bartschatten anging, ansonsten schien die Haut in den letzten Jahren keine Sonne mitbekommen zu haben. Die Nase hing wie ein dicker Tropfen in seinem Gesicht, der Mund zeigte an den Winkeln ebenfalls einen Schwung nach unten, doch traurig oder überheblich schien er nicht zu sein, denn im Gegensatz dazu stand das Schimmern oder Glitzern in seinen Augen. Es zeugte meiner Ansicht nach von einer starken Prise Humor.

Er verbeugte sich leicht, nahm seinen Bowler ab, und einen Augenblick später ging der Mond auf. Der Adelige hatte eine herrliche Glatze.

Sie leuchtete in einer wahren Pracht, obwohl noch Haare vorhanden waren, nur verteilten sich diese auf, den Hinterkopf. Die Koteletten waren unmodisch lang. Der Mann war vom Alter her schwer zu schätzen, er konnte vierzig sein, aber auch sechzig. Jedenfalls war er ein Typ oder ein Original.

Er nahm sein Aussehen und sein gesamtes Verhalten auch gelassen hin, schaute sich um und meinte: »Ich wußte ja, daß die Diener des Staates nicht eben in luxuriösem Büro arbeiten, aber dermaßen spartanisch hätte ich mir das Büro nicht vorgestellt. Darf ich den Gästestuhl hier nehmen, Gentlemen?« Er zog ihn zu sich heran, bevor wir ihm eine Antwort hatten geben können. Zweimal wedelte er mit einem Taschentuch über die Sitzfläche, dann nahm er Platz, stellte den Schirm zwischen seine Beine und legte die Hände auf den Knauf. Den Bowler hatte er auf unserem Schreibtisch deponiert.

Wir saßen ebenfalls wieder und erkundigten uns, ob wir ihm etwas

anbieten konnten.
»Von Sir James weiß ich, daß Sie keine große Auswahl haben. Es gibt nur Tee und Kaffee, nicht wahr?«
»Richtig.«
»Gut, Mr. Sinclair, dann Kaffee. Das unterscheidet mich von meinen anderen Standesgenossen, die Tee gewählt hätten.« Er grinste. »Das Wort Genossen hört sich in diesem Zusammenhang gut an oder?«
»Da kann ich nicht widersprechen.«
»Wunderbar.«
Da Suko nur staunte und sich erst einmal sammeln mußte, übernahm ich die Bestellung. Sicherheitshalber rief ich bei Glenda im Vorzimmer an, ich wollte nicht unbedingt, daß sie sichtbar lachte, hörbar tat sie es schon.
»Wir hätten gern Kaffee.«
»Für den komischen Knilch auch?«
»In erster Linie.«
»Ich werde mein Bestes geben«, sagte sie prustend und legte wieder auf.
»Der Kaffee wird bald kommen«, wandte ich mich an unseren Besucher.
»Sehr schön.« Der Earl of Swanthomas zupfte an seinen Manschetten, dann räusperte er sich und schaute Suko an. »Auch Sie sind hier beim Yard?«
»Wie Sie sehen.«
»Ja, ich hörte von Ihnen. Nicht schlecht, wenn man Traditionen über Bord wirft und auch einen Nichteuropäer beschäftigt. Aber das wollen die meisten Mitglieder meines Standes ja nicht einsehen, deshalb komme ich auch so schlecht mit ihnen aus.«
»Sie schreiben über den Adel.«
»Es ließ sich nicht verhindern. Man wollte meinen Ansprüchen nach einer finanziellen Gleichstellung nicht nachkommen. Man verwehrte mir dies sogar per Gerichtsbeschluß. Da ich es allerdings gewohnt war, ein gewisses Leben zu führen, mußte ich natürlich sehen, daß ich zu Geld kam. Ich habe mich meiner Kenntnisse erinnert und schreibe nun für verschiedene Blätter, wobei ich - das können Sie mir glauben - in den Adelskreisen immer wieder Unterstützung bekomme. Es ist kaum zu fassen, wie scharf die Leute darauf sind, in den Gazetten zu stehen. Sei es nun positiv oder negativ. Sie regen sich zwar schrecklich darüber auf, wenn sie unter sich sind, tatsächlich aber können sie mir dankbar sein, und sie sind es auch. So habe ich eben ein gutes Leben, obwohl ich als angeblich verarmter Adeliger die Berichte schreibe.«
»Toll«, sagte ich.
»Das meine ich auch.«
Glenda kam mit dem Kaffee. Sie vermied es dabei, den Earl of

Swanthomas anzuschauen, sonst hätte sie beim Abstellen des Tabletts zu sehr gelacht. Ich bedankte mich für den Kaffee, sie lief schnell hinaus, und unser Besucher wollte wissen, ob sie etwas hätte.

»Nicht daß ich wüßte, Earl.«

»Ah ja.«

Wir nahmen den Kaffee, und der Earl goß noch Milch hinein. Er sparte damit nicht, rührte die Flüssigkeit mit einer etwas blasiert wirkenden Bewegung um, probierte den Kaffee, ließ die Tasse sinken, stellte sie aber nicht ab und probierte noch einmal. Er trank ihn, wie Weinkenner eine Probe nimmt. Dabei schmatzte er sogar und gab dann seinen Kommentar ab. »Erstaunlich, erstaunlich…«

»Was meinen Sie?« frage Suko.

»Dieser Kaffee.«

»Ja, er ist super.«

»Mit einem derartigen Getränk hätte ich nicht gerechnet. Hat diese Miß ihn gekocht?«

»Ja.«

Er schnippte mit den Fingern der rechten Hand. »Exzellent, wirklich einmalig.«

Suko lächelte. »Wir werden es Miß Perkins sagen.«

»Ja, tun Sie das, Inspektor. Ist diese Dame denn sonst auch gut. Ich denke da an ihre beruflichen Qualitäten.«

»Sogar außergewöhnlich.«

»Oh - Ihnen glaube ich das.« Er drehte den Kopf und schaute gegen die Tür. Aber Glenda stand dort nicht. »Ich werde Sie fragen, ob Sie nicht in meine Dienste treten möchte. Die Bezahlung ist sicherlich besser als hier bei Ihnen.«

»Das bestimmt«, sagte ich. »Nur fühlt sich Miß Perkins hier sehr wohl. Ich will Ihnen nicht den Mut nehmen, Earl, aber ich glaube nicht, daß es viel Sinn haben würde.«

Er nickte und zeigte ein zerknirschtes Gesicht. »Ja, das hatte ich mir fast gedacht, Mr. Sinclair.« Er nahm noch einen Schluck und verdrehte die Augen. »Aber deshalb haben Sie mich ja nicht herkommen lassen, nehme ich an.«

»Nein.«

»Sie möchten von meinem Wissen profitieren.« Mit einer generös wirkenden Handbewegung zeigte er zuerst auf Suko, dann auf mich. »Bitte, ich bin ganz Ohr und nehme auch kein Honorar, denn der Polizei helfe ich natürlich gern.«

»Danke«, sagten Suko und ich im Chor. Mein Freund nickte mir zu, ein Zeichen, daß ich mit dem Fragen beginnen sollte.

»Unser Problem heißt Bancroft, Lady Bancroft.«

Der Earl of Swanthomas strich über sein Kinn. Dazu spreizte er zwei Finger. »Sie machen es mir nicht leicht, Mr. Sinclair.«

Ich war etwas enttäuscht. »Himmel, ich dachte, Sie…«
»Hören Sie auf. Ich weiß, was Sie sagen wollten, aber es gibt sehr viele Bancrofts. Sie sind sehr verzweigt, man findet sie überall auf Teilen der Insel.«
»Etwas Genaueres kann ich Ihnen nicht sagen, bedaure.«
»Das ist schlecht…«
Suko meldete sich. »Oder vielleicht doch«, sagte er. »Diese Lady Bancroft muß eine etwas ungewöhnliche Person sein. Sie stand in Verbindung mit einem Mann namens Elliot Bates.«
»Einem Bürgerlichen?«
»Nicht nur, Earl. Er war sogar ein Mörder.«
Der Earl of Swanthomas hustete. »Na so etwas…«
»Er kann mit ihr zusammengewohnt haben.«
»Wo bitte?«
»Das wissen wir nicht.«
»Es ist sehr schwer, Inspektor, wirklich. Nun ja, man soll nicht so schnell aufgeben, und ich werde das auch nicht tun. Ich wäre ja ein Nichtkönner, würde ich jetzt kneifen. Nein, Probleme sind da, um gelöst zu werden.« Er griff in seine Innentasche und holte ein dünnes Buch hervor. Daß trotzdem sehr viel darin stand, lag an dem ebenfalls hauchdünnen Papier, das sehr dicht bedruckt war, wie wir beim Aufblättern erkennen konnten.
»Ein Register?« fragte ich.
»Mein persönliches.«
»Haben Sie dort alle Adeligen aufgeführt?«
»Fast. Es fehlen allerdings einige aus dem irischen Bereich. Aber da gab es nicht so viele. Ich bin sicher, daß ich die Bancroft darin finde.« Er blätterte schnell und lächelte mokant, als er die entsprechende Eintragung gefunden hatte. »Es gibt sehr viele Bancrofts«, murmelte er. »Beinahe zu viele. Sie kennen nicht zufällig den Vornamen dieser Dame?«
»Leider nein.«
»Gut, gut… hm…«, er suchte weiter. Sein Finger glitt die Seite von oben nach unten. Dabei murmelte der Earl Worte, die nur für ihn verständlich waren. Im Büro wurde es ruhig, und wir hörten sehr deutlich, wie er umblätterte.
Suko schaute mich an und wiegte den Kopf. Sehr viel traute er dem Kameraden nicht zu.
»Ha«, sagte der Earl plötzlich.
»Haben Sie die Lady gefunden?« fragte ich.
»Wahrscheinlich.«
»Und?«
»Lady Diane Bancroft.«
»Das könnte sie sein.«

Er hob einen Finger. »Ich weiß ja, wo ich bin und womit Sie sich beschäftigen, Gentlemen. Könnte es sein, daß diese Lady ein außergewöhnliches Hobby gehabt hat?«

»Wie meinen Sie das, Earl?« fragte ich.

»Nun ja, Sie haben mit ungewöhnlichen Fällen zutun, deshalb meine Bemerkung vorhin. Unter dem ungewöhnlichen Hobby verstehe ich nicht nur eine bestimmte Sammelleidenschaft, sondern auch etwas anderes. Daß man sich mit Dingen umgibt oder beschäftigt, die nicht gerade in den feinen Rahmen des Adels hineinpassen. Ich habe da eine bestimmte Vorstellung und denke an Magie…«

»Richtig.«

Er feuchtete einen Finger an und blätterte noch einmal um. »Ich denke, Gentlemen, wir sind auf der richtigen Spur. Lady Bancroft, die Gattin des verstorbenen Duke of Bancroft, ist schon zu Lebzeiten ihres Mannes eine außergewöhnliche Frau gewesen, denn sie war in Adelskreisen bekannt als Expertin für geheime Wissenschaften. Mystik und Okkultismus waren ihr nicht fremd. Sie lud gern Gäste zu sich ein, die sie dann mit gewissen Spielen überraschte, die nur wenig mit Sex zu tun hatten. Wenn doch, dann in Verbindung mit Zauber oder Magie. Als ihr Mann starb, machte sie weiter, denn der Duke of Bancroft hatte ihr ein altes, verwunschen wirkendes Haus überlassen. Es ist das Bancroft-Haus, es steht auf dem Lande. Sie finden es in Essex.«

»Dort lebt die Dame?« fragte ich.

»Um Himmels willen, Mrs. Sinclair. Sie ist tot. Ja, sie kam ums Leben, die Arme.«

»Soll das heißen, daß sie keines natürlichen Todes gestorben ist?« bohrte ich weiter.

»In der Tat.«

»Man ermordete sie.«

Der Earl of Swanthomas räusperte sich, leerte dann seine Tasse und gab anschließend den Kommentar. »Man hat sie ermordet. Sie ist gestorben, aber man fand wohl ihre Leiche nicht. Es gab anschließend einige Gerüchte.«

»Welcher Art?« fragte Suko.

Wir merkten beide, daß es spannend wurde, auch dem Earl entging dies nicht. Durch seine Gesten heizte er die Spannung noch weiter an. Er legte die sehr hohe Stirn in Falten und erwiderte: »Einerseits wurde behauptet, sie hätte sich bei ihrem Hobby doch ein wenig übernommen.«

»Was heißt das?«

»Geduld, Mr. Sinclair. Man ist der Meinung, sie wäre vom Teufel geholt worden.«

»Oh.«

Der Earl of Swanthomas lächelte.
»Aber das ist nur das eine Gerücht, Gentlemen.«
»Das andere.«
»Besagt, daß man sie zerhackt hat!«
Das war ein Hammer, der uns hart traf. Zerhackt! Ich schluckte und wußte nicht, aber es stand fest, daß sie tot war und man ihre Leiche nicht gefunden hatte.
Unser Besucher klappte sein Buch zu. »Ich glaube, daß Sie jetzt an der Reihe sind.«
»Leider.«
»Immerhin haben Sie einen Hinweis.«
»Gut«, sagte Suko, »den haben wir vielleicht. Sie sprachen auch von Ihrem Haus.«
»Ja, das tat ich.«
»Das gibt es aber noch - oder?«
»Selbstverständlich. Ich weiß nur nicht, wem es gehört und wer jetzt darin wohnt. Ich schätze, daß es verkauft wurde.«
»Wann starb denn Lady Bancroft?«
»Vor gut einem Jahr, Inspektor. Die Polizei hat natürlich geforscht, aber keine Leiche gefunden.«
»Dann ist es also nicht sicher, daß sie tot ist?«
Der Earl schürzte die Lippen. »Davon sollten Sie schon ausgehen, Inspektor.«
»Warum?«
»Welchen Grund sollte Lady Bancroft gehabt haben, Ihr Anwesen zu verlassen?«
»Stimmt auch wieder - aber«, Suko wandte sich jetzt an mich. »Wo ist die Verbindung zwischen ihr und diesem Killer?«
»Das ist der Teufel. Wenn sich die Lady mit Schwarzer Magie beschäftigt hat, kann ich mir das sehr wohl vorstellen. Oder denkst du anders darüber?«
»Im Prinzip nicht.«
»Bitte.«
»Das ist nun nicht mein Fall«, gab der Earl zu. »Ich mag keine Magie, aber ich könnte mir schon vorstellen, daß die Lady einige doch skurrile Typen um sich versammelt hat, obwohl man ja Toten nichts nachsagen soll, finde ich.«
»Richtig.«
»Wer war denn dieser Mensch?«
»Er hat gemordet. Er war besessen«, sagte ich. »Er hat keine Rücksicht genommen und uns erklärt, daß ihm die gute Lady noch eine Teufelskrone als Geschenk überlassen hat.«
»Oh - außergewöhnlich, in der Tat.«
»Ja, beim ersten Hinsehen schon, Earl. Fällt Ihnen sonst noch etwas

zu dieser Dame ein?«
»Leider nicht.«
»Dann sind wir Ihnen sehr zu Dank verbunden, Earl. Das war schon mehr, als wir zu hoffen wagten.«
»Sie beschämen mich, Gentlemen.« Er stützte seine Hände auf den Knauf des Stockes und drückte sich hoch. Mit der linken Hand nahm er seine Melone. Seine Bewegung wirkte zackig, als, er sich die Kopfbedeckung aufsetzte. »Dann darf ich mich jetzt wohl von Ihnen verabschieden?«
»Ja, und wir möchten uns…«
»Nein, sagen Sie nichts«, fiel er mir ins Wort. »Ich bin gern zu Ihnen gekommen, obwohl ich einen anderen Termin verschieben mußte. Sie wissen, wie ich meinen Lebensunterhalt verdiene. Natürlich kann ich von der Polizei kein Honorar verlangen, das wäre despektierlich, aber ich möchte Sie dennoch um eines bitten.«
»Gern«, sagte ich.
»Wenn Sie den Fall gelöst haben, daran zweifle ich keinen Moment, würden Sie mich dann informieren, um mir diese Geschichte exklusiv zu überlassen. Wie gesagt, ich schreibe über den Adel, lebe davon, und ich fände dafür sicherlich Abnehmer.«
Ich hob die Schultern. »Wenn Sie wollen, gern. Nur dann nicht, wenn gewisse Regeln verletzt werden. Sollte alles normal ablaufen, sind wir dazu bereit.«
»Ich danke Ihnen.« Er lüftete noch einmal seinen schwarzen Bowler. »Gentlemen…« Eine leichte Verbeugung. »Es war mir ein persönliches Vergnügen, auch den Kaffee genießen zu dürfen. Empfehlung an Ihre perfekte Sekretärin.«
»Das werden wir ausrichten, vielen Dank.«
Er ging, wir schauten ihm nach und hatten beide Mühe, ein Lachen zu unterdrücken.
Im Vorzimmer erwischte er noch Glenda. Was er zu ihr sagte, verstanden wir nicht. Wenig später aber erschien Glenda bei uns. Hochrot im Gesicht, die linke Hand vor den Mund gepreßt. Sie ließ sich auf einen Stuhl fallen und hatte endlich freie Bahn. Ihr Lachen hallte durch das Büro, und schon bald rannen Tränen an ihren Wangen entlang. »Nein«, sagte sie und lachte weiter. »Nein, was war das nur für ein Typ! Das… das kann man gar nicht beschreiben.«
»Stark, wie?«
»Ja.« Sie lachte wieder. »Der Knabe wollte mich sogar engagieren. Ich soll es mir überlegen.«
»Und?«
»Ich gehe hin, aber nur, wenn Ostern und Weihnachten auf einen Tag fallen.«
»Das dachten wir uns auch«, sagte Suko.

»Habt ihr denn über mich gesprochen?«
»Und über deinen Kaffee.«
»Wieso?«
Suko grinste. »Er fand ihn außergewöhnlich.«
»Gut oder schlecht?«
»Gut.«
»Ha, wenigstens einer, der das mal sagt.« Sie stand auf. »Ich denke, ich werde über den Vorschlag des Earls noch nachdenken. Es liegt eben an euch, ob ich bleibe oder gehe.«
Als Glenda die Tür wieder hinter sich geschlossen hatte, sagte Suko: »Ist das nun eine Spur, John?«
»Und ob. Wir werden uns das Bancroft-Haus so schnell wie möglich aus der Nähe anschauen…«

***

Plötzlich hörte Sheila Conolly das Kichern!
Sie wußte nicht, wie lange sie auf dem Fleck gestanden und den Schädel gehalten hatte - es konnten Minuten, aber auch nur Sekunden gewesen sein, jedenfalls riß sie das Geräusch aus der Erstarrung, und sie spürte zugleich wieder diesen kalten Totenhauch, der wie ein eisiger Luftstrom über ihren Nacken hinwegstrich.
Da war jemand!
Nicht sieht-, nur fühlbar, und Sheila ging davon aus, daß es nur die Geisterfrau sein konnte. Dieses furchtbare Wesen aus dem Totenreich, ein Schatten, der eigentlich ins Jenseits gehört hätte, aber den Weg nicht finden konnte und nun unter den Lebenden umhergeisterte, aus welchen Gründen auch immer.
Sie riß sich zusammen. Sie machte sich selbst Mut und sagte sich, daß sie schon oft in unheimlichen Situationen gestanden und dennoch die Nerven bewahrt hatte.
Das wollte sie auch jetzt tun.
Sehr vorsichtig senkte sie die Arme und bückte sich gleichzeitig dabei. Sie legte den Schädel behutsam auf die lockere Erde des Kübels und schielte dabei zur Seite, um die Gestalt vielleicht doch zu sehen.
Sie war nicht da.
Sheila richtete sich wieder auf. Für sie war dieser Schuppen zu einem geisterhaften Gefängnis geworden. Sie fühlte sich umzingelt, und ihre Furcht wuchs.
Zum Glück hatte sich Sheila so hingestellt, daß sie auf die Tür schauen konnte.
Dort zeigte sich nichts. Kein Schatten, kein Gespenst, doch das Kichern hatte sie sich auf keinen Fall eingebildet. Da mußte jemand unsichtbar in ihrer Nähe lauern, eben die geheimnisvolle Geisterfrau mit der Laterne.

Sie schluckte und dachte an ihre Freundin Jolanda Norman. Dabei stellte sie sich automatisch die Frage, ob die Modefrau nichts gewußt hatte.

Plötzlich war ihr kleines Weltbild zusammengebrochen. Sie mußte sich zunächst neu orientieren, und sie würde vor allen Dingen Kraft brauchen, um die Nerven zu bewahren. Nur nicht durchdrehen hieß die Devise. Zudem wollte sie keine Zeit mehr in diesem Schuppen verbringen. Hier war sie zu sehr eingeengt, nur der weite Garten würde ihr eine gewisse Sicherheit bieten.

Als sie vorging, da knirschte der Dreck unter ihren Schuhen. Zum erstenmal nahm sie das Geräusch bewußt war und bekam wieder einen leichten Schauer.

Nach dem zweiten Schritt war die Stimme wieder da, und sie stoppte die Frau.

Nicht nur das Kichern war geblieben, es wurde auch von bestimmten Worten untermalt, die sich zu Sätzen zusammenfügten. »Zerhackt, er hat mich zerhackt. Dieser Hundesohn hat mich zerhackt. Er war nicht dankbar, er hat mich zerhackt.« Immer wieder benutzte sie dieses eine Wort, das überdeutlich ausgesprochen wurde. »Aber ich werde mich rächen. Ich habe mich schon gerächt. Er hat mein Vertrauen mißbraucht, er hat mich zerhackt, aber er hat die Kräfte unterschätzt. Er hat sich für gut gehalten, doch er war längst nicht reif. Er war nicht einmal ein Diener. Er war ein Nichts, ein Irrtum, eine böse Laune der Natur, und er hat sich überschätzt, sehr überschätzt…«

Nicht daß sich Sheila an die Stimme gewöhnt hätte, aber die reagierte jetzt kälter, drehte sich auf der Stelle, um vielleicht einen Blick auf die geheimnisvolle Geisterfrau erhaschen zu können, die aber ließ sich nicht blicken und erklärte auch nicht, wer diese Person war, die eine so schreckliche Tat begangen hatte.

Sheila sah die offene Tür. Der helle Lichtstreifen war für sie ein Zeichen der Hoffnung. Sie sah den Staub im Licht der Sonne flirren. Dort war die Freiheit, hinter ihr lag das Dunkel, das Grauen, aus dem hervor sie klirrende Laute hörte.

Sheila drehte sich um.

Die Gartenwerkzeuge bewegten sich. Die Stiele der Schaufeln und Spaten zitterten. Dabei berührten sie sich und klapperten gegeneinander. Auch ihre Metallteile kratzten übereinander hinweg, und einige daran klebende Erdkrumen fielen zu Boden.

Das hier war keine Welt für sie. Da mußte sie weg, so schnell wie möglich raus.

Die Geräte rutschten über den Boden. Sie wiegten sich mal nach rechts, dann wieder nach links, und das Kichern war abermals zu hören. Es untermalte die klappernde Musik.

Dann klang wieder die Flüsterstimme auf. »Man hat zerhackt -

zerhackt! Aber ich bin noch da, ich werde mich rächen. Ich werde furchtbar zurückschlagen. So leicht kriegt man mich nicht tot. Das schwöre ich. Ich bin nicht zu fassen. Ich bin…«

Sheila konnte es nicht mehr hören. Mit dem rechten Fuß stieß sie sich ab und rannte vor.

Sie packte die Tür mit beiden Händen, um sie ganz aufzuzerren. Das Holz kratzte über den Boden, und sie merkte auch, wie es sich unter ihnen bog.

Aber sie schaffte den Ausweg.

Sheila stürzte in den Garten. Dabei hatte sie das Gefühl, von einer herrlichen Wolke umfangen zu werden, die den Namen Freiheit trug. Sheila hatte es eilig. Es war nur natürlich, daß sie den Ort des Schreckens verlassen wollte.

Ihre Beine bewegten sich schnell. Immer wieder schaute sie zurück, und einmal gab sie nicht acht.

Sie rutschte aus und fiel in ein verwildertes Beet. Grünzeug klebte in ihrem Gesicht. Auf den Lippen spürte sie einen bitteren Geschmack. Nur langsam kam sie hoch, und diesmal hatte sich ihr Bewußtsein verändert. Es wurde nicht mehr von der Angst durchflutet.

Sheila ging auf das Haus zu. Dabei reinigte sie sich so gut wie möglich.

Seltsam, auf einmal kam ihr das Haus nicht mehr so hell und freundlich vor. Ein düsterer Schatten schien es zu umschweben wie eine mächtige Wolke.

Ein Zeichen für die Zukunft?

Sheila rechnete damit. Andererseits war sie auch der Meinung, daß ihr Jolanda Norman einige Erklärungen schuldig war…

***

Wir hatten mit Sir James über die neuen Entwicklungen des Falls gesprochen, und unser Chef war ebenfalls der Meinung gewesen, daß die eigentliche Lösung des Rätsels nur im Haus der Lady Bancroft zu finden war. Er ging auch davon aus, daß diese Lösung sehr stark mit Schwarzer Magie zu tun hatte.

»Finden Sie heraus, ob dort noch Reste vorhanden sind. Stochern Sie vor allen Dingen in den Hintergründen herum. Wir können es uns nicht leisten, das Erbe des Teufels zu bewahren.«

Da hatte er uns aus der Seele gesprochen. Er wollte noch wissen, wann wir losfahren würden.

»Erst am frühen Morgen.«

»Damit bin ich einverstanden, jetzt werden Sie sowieso nichts mehr herausfinden.«

»Irrtum, Sir«, sagte ich. »Wir werden versuchen herauszubekommen, was mit dem Haus geschah. Wenn es verkauft wurde, muß es

Eintragungen geben. Ich hoffe, daß bestimmte Ämter noch geöffnet haben und man uns Auskunft geben kann.«
»Ich bekomme von Ihnen Bescheid?«
»Sicher, Sir.«
Der Superintendent nahm seine Brille ab und wischte sich über die Augen. Er sah müde aus und verabschiedete uns mit einem verkrampft wirkenden Lächeln.
Zurück in unserem Büro, wollten wir mit den Nachforschungen beginnen, aber das Läuten des Telefons kam uns zuvor.
»Das gibt Ärger«, sagte Suko.
Ich hob nicht ab. »Wieso das denn?«
»Gefühl.«
»Mal sehen.«
Ich kam nicht dazu, mich zu melden, denn eine dumpfe Stimme fragte: »Spreche ich mit John Sinclair, einem untreuen Kameraden, der seine Freunde vergißt?«
Ich mußte lachen. Obwohl der Anrufer seine Stimme verstellt hatte, wußte ich, daß es Bill Conolly war. »Ob untreu, das weiß ich nicht…«
»Wie lange hast du mich auf dem trockenen sitzen lassen.«
»Familienväter sollen im Haus bei Frau und Sohn bleiben.«
»Wenn die Familie da ist!«
»Wieso?«
»Ich bin allein.«
»Sind Sheila und Johnny weg?«
»Na ja, Johnny nicht direkt. Er ist für drei Tage zu einem Freund gezogen.«
»Und Sheila?«
»Hat mich allein gelassen.«
»Jetzt rufst du an, bist einsam, willst mit uns einen Drink nehmen, und dich dabei beklagen, daß du so wenig mit in die Fälle mit einbezogen wirst.«
»Bist du Hellseher?«
»Manchmal.«
»Einverstanden?«
»Klar, wir könnten heute abend einen Drink nehmen. Allerdings sollte sich die Sause in Grenzen halten. Wir müssen morgen früh raus.«
»Ich auch.«
»Okay - ach so. Wo ist Sheila denn hingefahren?«
»Weg aus London, John. Zu einer Freundin. Die hat mit Mode zu tun und lebt in Essex. Da hat sie sich ein Haus gekauft, wo sie ungestört kreativ sein kann. Sheila soll ihre neue Kollektion begutachten und hat sich für drei Tage verzogen.«
»Wie heißt der Ort denn?«

»Das ist kein Ort, sondern ein Haus. Es heißt Bancroft-Haus und liegt ziemlich einsam…«

Ich hörte nicht mehr zu. Der Hörer sank nach unten und rutschte mir aus der Hand. Mit einem dumpfen Geräusch prallte er auf die Schreibtischplatte.

Auch das noch, dachte ich, auch das noch…

ENDE des ersten Teils